



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

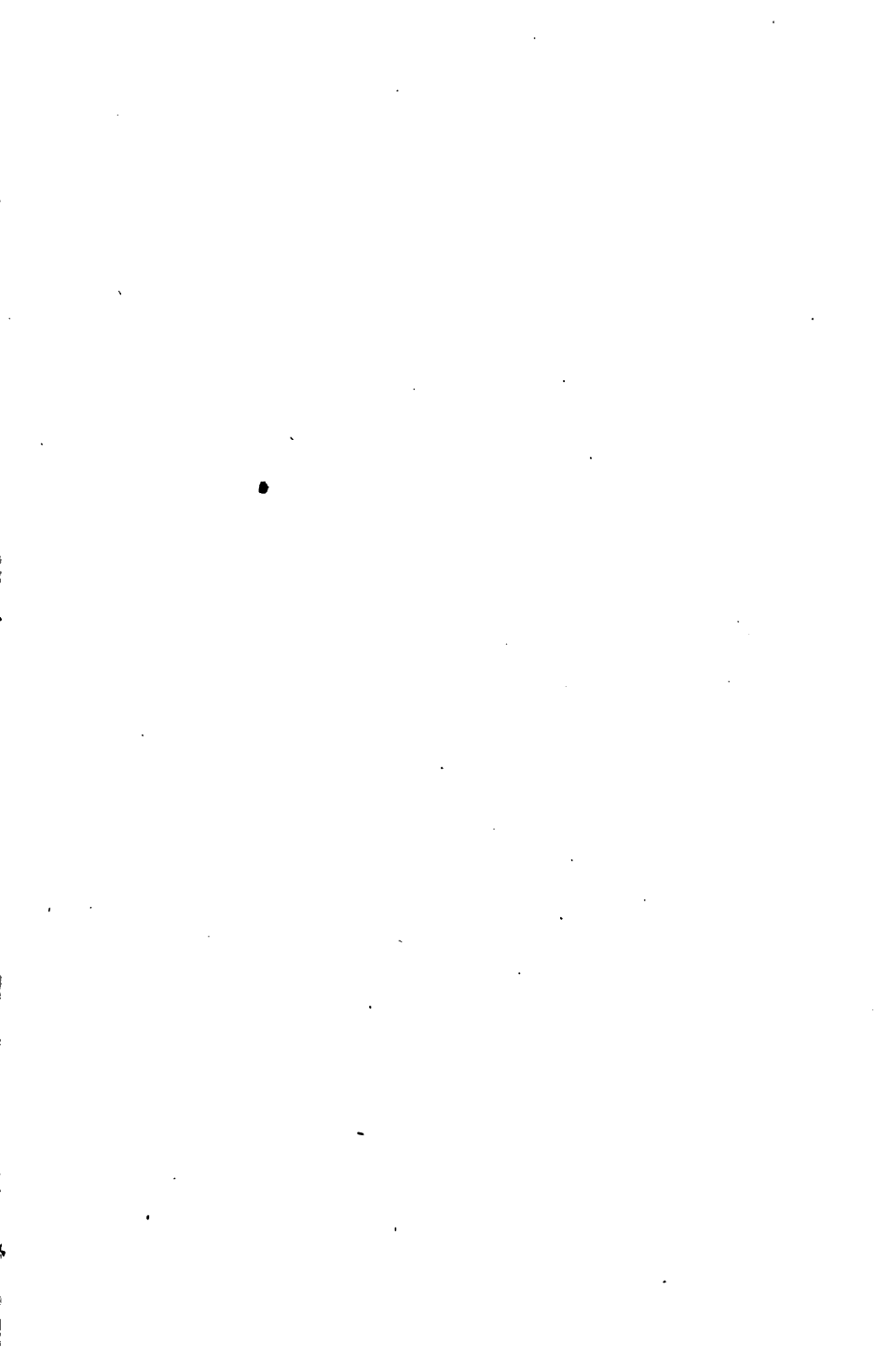
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



~~UNS. 21 d. 29~~



Vet. Ger. III B.421

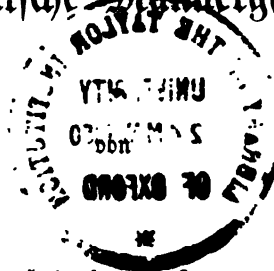




# Karl Friedrich Belter

und

der deutsche Männergesang



Ludwig Steber.

---

Basel, 1862.

Schweighauser'sche Buchdruckerei.



# Karl Friedrich Belter

und

## der deutsche Männergesang.

### I.

Gesang ist das ewige Thema der Menschen-  
schonliebe; er einigt, er kräftigt, schlingt  
Bande der Liebe und Freundschaft, regt  
edle Empfindungen an, bildet, bessert und  
führt Tausende vom Wege des Lasters und  
der Thorheit in die Arme der Tugend.

P. G. Kögeli.

Unser Zeitalter ist schon wiederholentlich als das Zeitalter der Tonkunst bezeichnet worden; und in der That, wer auch nur mit flüchtigem Blicke die Entwicklung besonders der deutschen Musik verfolgt, wer die Größe und Allgemeinheit der Bestrebungen sowohl in der Kunstschöpfung als auch in der Kunstbildung erwägt, der wird jene Bezeichnung sicherlich gerechtfertigt finden und wird es als eine bedeutende Thatsache der Kultur betrachten, daß die musikalische Kunst, die populärste unter ihren Schwestern, aus dem engen Kreise der Gebildeten herausgetreten und mehr und mehr zum Gemeingute alles Volkes geworden ist. Ueberall, wo deutsche Sprache und Sitte heimisch sind, wo deutscher Geist und deutsches Gemüth wohnen, in Schule und Haus, in Stadt und Dorf hat sich seit einem Menschenalter die „edle Musica“ die Herzen Aller gewonnen und hat vorzüglich die Kunst des Gesanges in Tausenden von Gesellschaften und Vereinen eine liebevolle Pflege und eine staunenswerthe Ausbreitung erlangt. So sind denn auch die Schranken



zwischen der gelehrten Musik und dem Leben gefallen und die tiefe Kluft, welche ehebem so häufig die Musiker in ihrer abgeschlossenen Gelehrsamkeit und in ihrer anspruchsvollen Ungenügsamkeit vom Volke trennte, ist geschwunden.

Diesen kulturgeschichtlich bedeutungsvollen Fortschritt, wodurch das ganze Volk zur Kunstübung aufgerufen wurde, verdanken wir in hervorragender Weise einer Schöpfung unseres Jahrhunderts, dem deutschen Männergesang, der in den fünfzig Jahren seines Bestehens eine fast unglaubliche Ausbreitung erlangt und eine wahrhaft großartige Entwicklung genommen hat. Kein anderer Zweig der Musik darf sich rühmen, so entscheidend, so durchgreifend das Volk zur Kunst herangezogen und eine allgemeinere, eine lebendige und innige Theilnahme an derselben befördert zu haben.

Aber auch kein Land — wir sagen es mit freudigem Stolge — hat der neuen Kunstgattung so bereitwillig die Arme geöffnet, keines hat dem volkstümlichen Männergesange so treue Liebe, so begeisterte Lust entgegengebracht, keines hat endlich durch sein Beispiel so weit und so mächtig gewirkt, wie unser Vaterland. Schon zu Anfang der Dreißigerjahre durften die Förderer des schweizerischen Volksesanges mit Genugthuung auf die Früchte ihrer Arbeit und ihres Wirkens hinweisen; denn „unter den 20,000 kunstgerecht zu nennenden Figuralängern, welche sie nach und nach herangebildet hatten, belief sich die Zahl der Mitglieder von wohlgeordneten Männergesangsvereinen auf mehrere Tausende“<sup>1)</sup>. Welcher ungeahnten Blüthe aber der Männergesang sich heute bei uns erfreut, welche unermüdlche und eifrige Pflege er seit dem vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, seit der Entstehung der eidgenössischen Sängerkette und seit der Gründung des schweizerischen Sängervereins, in allen Theilen unseres Vaterlandes, in allen Kreisen seiner Bevölkerung gefunden, das bedarf hier keiner weitem Ausführung.

---

<sup>1)</sup> Vgl. Nägeli, das Gesangsbildungswesen in der Schweiz, S. 1.

Hinter der Schweiz ist jedoch das deutsche Nachbarland keineswegs zurückgeblieben. Von der Ostsee bis zum Rheine, in allen Gauen deutscher Zunge (eine Ausnahme macht aus nahe-  
liegenden Gründen auch auf diesem Gebiete nur — Kurhessen), in den größten Städten wie in unansehnlichen Dörfern blühen als die Heimath des Männergesanges zahllose Liederkränze und Liedertafeln und wenn es eines Beweises für die massenhafte Verbreitung derselben bedürfte, so brauchten wir nur anzuführen, daß unter den dreißig großen Sängerbünden Deutschlands, deren Zahl in kurzer Zeit vielleicht auf das Doppelte ansteigen wird, einer sich befindet, der schwäbische Sängerbund, der in 344 Vereinen nicht weniger als 6800 Mitglieder umfaßt<sup>1)</sup>.

Aber schon längst hat der mächtige Strom des Männergesangs die Dämme der politischen Grenzen Deutschlands durchbrochen. Auch in diejenigen benachbarten Länder hat er sich den Weg gebahnt, welche, vom Stamme abgelöst, noch immer in Sprache und Sitte deutsches Wesen bewahrt haben, und so stehen denn in Belgien und Holland und stehen auch im Elsaß die Männergesangsvereine in schönster Blüthe und umschlingen was frühere Zeiten getrennt haben durch das feste Band des deutschen Gesanges. Ja noch mehr! Sogar in das ferne Ausland, in die weite Fremde haben Hunderte von Schweizern und Deutschen ihre Lieder als eine Erinnerung an die Heimath mitgenommen.

Was sie eint als treue Brüder  
Selbst am fernen Meeresstrand,  
Das sind ihrer Heimath Lieder  
Und die Lust am Vaterland.

Nicht allein in London und den übrigen Städten Englands, nicht allein in der ewigen Stadt an der Tiber, nicht allein am Gestade des goldenen Hornes ertönen heut zu Tage die vierstimmigen Chorklieder der Heimath, sondern auch jenseits des Oceans

---

<sup>1)</sup> Vgl. die statistische Zusammenstellung in der „Sängerhalle“ von 1862, Seite 164.

haben sie eine bleibende Stätte und eine zweite Heimath gefunden, seitdem Tausende von Schiffen zugleich mit den Europäern auch den Männergesang aus dem Mutterlande in die neue Welt hinübergeführt haben. Was Wunder also, wenn wir in den vereinigten Staaten Nordamerikas deutsche und schweizerische Männergesangvereine in schönster und reichster Blüthe erstehen, wenn wir dort bei großartigen Sängerefesten die Amerikaner, überwältigt von dem Eindrucke deutschen Gesanges und deutschen Vereinslebens, ihren ungetheilten Beifall spenden sehen. Was Wunder endlich, wenn wir aus den Berichten der Reisenden vernehmen, daß bereits seit Jahren auch Abelaibe im südlichen Australien eine deutsche Liedertafel aufzuweisen hat!

So überraschend nun aber auch die Ausbreitung sein mag, deren sich der Männergesang rühmen darf, so liegt doch keineswegs in ihr allein die hervorragende Bedeutung dieses Kunstzweiges; diese gründet sich ebenso sehr auf seinen innern Werth und Gehalt, sowie auf das ideale Streben, welches den Männergesangvereinen seit ihrer Entstehung innegewohnt hat, und welches nur diejenigen verkennen können, die in diesen Genossenschaften bloße Anstalten zum Vergnügen und in den Liederfesten weiter nichts finden als eine gewöhnliche Belustigung.

Vor allem darf wohl darauf hingewiesen werden, daß der Männergesang in seiner jetzigen Gestalt als eine selbständige Kunstform dasteht, die in sich selbst ihre musikalische Berechtigung trägt. Wohl ist es wahr, daß die großen Musiker, die in den höchsten Gattungen ihrer Kunst sich unverwelkliche Lorbeeren errangen, dem Männerchor zuerst nur wenig Beachtung haben schenken mögen. Als jedoch das junge Reis Knospen und Blüthen, als es die Zeichen der Lebenskraft hervorzutreiben begann, da schwand mehr und mehr die anfängliche Abneigung; Männer wie Weber, Kreuzer und Marschner haben mit sichtbarer Liebe die neue Form gepflegt; aber auch jene drei Meister, in denen das deutsche Lied seine Blüthe und die Höhe seiner Kunstgestalt erreicht hat, auch Schubert, Mendelssohn und Schumann sind

dem Männergesang aufs freundlichste entgegenkommen und haben ihn mit einer Reihe herrlicher Kompositionen beschenkt. Unter solcher Pflege ist im Laufe eines halben Jahrhunderts die neue Kunstform zu einem frischen und gesunden Dasein emporgeblieben; in regem Wettstreit mit der Schule, hat der Männergesang nicht nur die Fertigkeit mehrstimmig und nach Noten zu singen in allen Kreisen ausbreiten helfen, sondern auch die unverkennbaren Fortschritte in der Stimmenbildung, in richtiger Auffassung, in geschmackvollem Vortrage und in guter Aussprache dürfen großentheils als sein Verdienst angesehen werden.

Wenn es nun aber auch in dem angedeuteten Sinne die nächste und hauptsächlichste Aufgabe der Männergesangsvereine sein muß, die musikalische Bildung in allen Kreisen zu fördern, die den deutschen Volksstämmen im reichsten Maße innwohnende Lust und Liebe zum Gesange zu erhalten und der Pflege der Kunst eine allgemeinere Richtung zu geben, so verdient es gewiß nur Anerkennung, daß sie ihren Bestrebungen noch ein anderes, wir dürfen wohl sagen, höheres Ziel zu setzen pflegen. Die Vereblung des Geistes und des Herzens, die Entwicklung einer freien, fröhlichen und vertraulichen Geselligkeit und endlich die Erweckung eines von vaterländischer Begeisterung getragenen Sinnes durch die Pflege des Gesanges, das waren schon in frühern Zeiten und sind auch heute noch die Zielpunkte dieser Vereinigungen.

So hat sich schon einer der ältesten schweizerischen Vereine die höhere Belebung des vaterländischen Gemeinnes zum Ziele gesetzt, „in der Ueberzeugung, daß die mitbürgerliche Verbrüderung vorzugsweise an der Hand der Kunst geübt, die in ihrer wahren Richtung so leicht und so wirksam zum Schönen das Gute fügt“. So verdankt, um aus zahlreichen Beispielen nur eines hervorzuheben, Schillers Standbild in Stuttgart sein Dasein dem dortigen Liederkranze, der unter allgemeiner Theilnahme des Volks schon seit langer Zeit des Dichters Lobestag alljährlich festlich zu begehen pflegt. So stehen denn auch die

Sänger jeweilen in den vordersten Reihen, wo es gilt, ein gemeinnütziges Unternehmen zu unterstützen, einen wohlthätigen Zweck zu fördern oder eine edle Idee zu verherrlichen.

Bei dem kurzen Blick auf den Männergesang unserer Tage, womit wir diese Blätter glaubten eröffnen zu sollen, ist uns einerseits die staunenswerthe Ausbreitung dieses Kunstzweiges vor die Augen getreten; andrerseits aber haben wir, wiewohl nur in schwachen, andeutenden Umrissen, nicht allein seinen innern musikalischen Werth, sondern auch seine gesellschaftliche Wirksamkeit und seine vaterländische Bedeutung erkennen können. Mit allem dem aber sind wir jedoch nur denjenigen Seiten des Männergesanges gerecht geworden, welche uns in einem fast blendenden Lichte entgegentreten. Es hieße daher der Wahrheit ins Auge greifen, wollten wir die Schattenpartien unbeachtet lassen und beschönigend die Abwege mit Stillschweigen übergehen, auf welche da und dort das Männergesangswesen bei all seiner großartigen Entwicklung gerathen ist. Denn daß es demselben nicht an Auswüchsen und Verirrungen fehlt, welche den Keim der Entartung bergen, kann nicht bezweifelt werden, nachdem selbst eifrige Freunde des Männergesangs dieselben mit rühmlicher Offenheit zur Sprache gebracht haben. „Es mag leicht kommen, sagt unter andern Elben in seinem verdienstlichen und lesenswerthen Buche über den deutschen Männergesang (S. 293), daß im Laufe der Jahre, wenn der Reiz der Neuheit vorbei ist, in manchen Vereinen eine gewisse Abspannung und Laueheit um sich greift, welche den Boden für ein schwungloses Spießbürgerthum bereiten mag.“ Und an einem andern Orte (S. 263) heißt es: „Das Liebertafelwesen hat da und dort seinen Wirkungskreis überschritten, es überwucherte in allzu üppigem Wachsthum, und wenn unter den wohlfeilern und neuen Reizen des Gesellschafts- und Trinkliedes das altherwürdige Bestehen manches in ernstem Streben verdienten gemischten Singvereines Noth litt, so kann man den Musikern ihr Debauern hierüber und ihr Auftreten gegen ein einseitiges Pflegen des Männergesangs nicht verargen“.

So glimpflich in diesen und ähnlichen Worten die zunehmende Einseitigkeit der Männergesangsvereine und die Beeinträchtigung des großen (gemischten) Chorgesangs gerügt wird, so schonungslos ist dagegen zu wiederholten Malen von strengeren Beurtheilern das Liedertafelwesen als eine „an der Kunst nagende Schmarozerpflanze“ angegriffen worden. Schon vor 15 Jahren hat sich der geistreiche Musikkritiker G. Krüger also vernehmen lassen: „Nur zu oft errichtet manches Städtlein oder Dörflein, ehe es an wahre große Musik denkt, für welche seine Kräfte wohl ausreichen, zuvor seine wohlkonditionierte Liedertafel, ja es werden jährliche Liederfeste angefest, zu denen mit dem Scheine und der Annäherung der Welt einen rechten Gefallen zu thun, weit und breit Einladungen ergehen durch die Posaunen des Gerüchts und der Zeitungen, um was zu hören? — verkrüppelten, harmonieleeren Gesang, wenns hoch kommt, erträglich vorgetragen, aber weder durch Stoff noch Gehalt der Rede werth für den, der es mit sich selbst und der Kunst ernst meint.“

Vielleicht noch ungünstiger, aber trotz manchen Uebertreibungen nicht minder wahr ist das Bild, welches August Reissmann (in seinem vor Kurzem erschienenen Buche über das deutsche Lied) vom heutigen Männergesang entwirft. „Die Männergesangsvereine, so beginnt er seine immerhin lesenswerthe und an manchen Stellen auch beherzigenswerthe Strafrede (S. 113 f.), sind jetzt die rechte Heimath des Dilettantismus, aber nicht jenes durchaus ehrenwerthen, der als nothwendiges Produkt einer gesunden Kunstentwicklung tief im Herzen des Volkes wurzelt, weil er sich mit liebevoller Hingebung in energischer, folgerichtiger Kunstübung die volkstümlichen musikalischen Darstellungsmittel anzueignen strebt, sondern jenes Dilettantismus, der nur in müßiggängerischem Naschen Befriedigung findet“. Jedenfalls muß es ohne Gnade als verwerflich bezeichnet werden, daß alles, was nur irgendwie auf andern Gebieten der Tonkunst Glück macht, daß Instrumentalsachen, Polkas und Walzer, Geschwindmärsche und Opernsätze für Männerchor arrangiert, oder besser

gesagt, zurechtgeschustert werden. Auch wird man die Uebereinstimmung freudig begrüßen müssen, womit Elben und Reiskmann, womit sogar das englische Weltblatt (bei Anlaß der zweiten Sängerschaft des Kölner Männergesangsvereins von 1854) vom Standpunkte sowohl der Kunst, als auch des Anstandes gegen das „schmachvollste Erzeugniß der falschen Richtung“, gegen die immer noch wie Unkraut hervorstechenden Lieder mit Brummstimmen <sup>1)</sup> protestiert haben.

Wenn nun aber auch keineswegs behauptet werden soll, daß alle Männergesangsvereine unsrer Zeit sich dem eben bezeichneten, unmusikalischen Treiben ergeben und jener falschen Richtung folgen, so läßt sich doch nicht läugnen, daß in den heutigen Liedern das wahre, gesunde und kräftige Gefühl mehr und mehr einem matten süßlichen Geklingel oder einem hohlen, phrasenhaften Pathos hat weichen müssen. Statt der männlichen, geselligen und vaterländischen Lieder, wie sie dem Charakter des Männergesanges entsprechen, bringt uns jedes Jahr eine Fluth von überschwänglich sentimentalischen Ständchen und sonstigen saft- und kraftlosen Erzeugnissen der gewöhnlichsten Art. Je größer die technische Fertigkeit ist, wozu es die Sänger gebracht haben, desto mehr glaubt man sich berechtigt, seine Zuflucht zu Effectmitteln zu nehmen, welche „eher geeignet sind, die Kunst zu erniedrigen als zu adeln“. Selbst jene unerschöpfliche Quelle frischen Lebens und natürlicher Kraft, selbst das Volkslied, um welches Friedrich Silcher und Ludwig Erk sich so unvergängliche Verdienste erworben haben, muß aufgestußt, muß konzertfähig gemacht wer-

1) Der erste Tenor oder ein Baryton singt eine recht bänkelsängerische Melodie und diese wird von den übrigen Stimmen bei geschlossenen Lippen mit einem leisen Brummen begleitet, das, wie die Times richtig bemerkt, keine Höflichkeit der Welt mit dem Namen Singen beehren wird. Von solchen Kompositionen möchte man mit mehr Recht, als einst Friedrich der Große vom Albelungenlied, sagen: „Sie sind nicht einen Schuß Pulver werth, und würde ich sie nicht in meiner Bibliothek dulden, sondern herauschmeißen“.

den, durch raffinierte Pianissimo und Fortissimo und andere kleine Künsteleien, welche, wie jener englische Kritiker betreffend bemerkt, dem wahren Zwecke der Musik fremd sind und nur dazu dienen, sich den augenblicklichen Beifall des geschmacklosen Haufens zu sichern.

So wenig wir nun aber auch die Richtigkeit derartiger Vorwürfe in Abrede stellen können, so sehr muß es als Uebertreibung gelten, wenn man zu beweisen sucht, der vierstimmige Männergesang sei an und für sich unnatürlich und sei darum höchst verderblich geworden; wenn ferner die Behauptung gewagt wird, er habe nicht nur den allgemein fühlbaren Mangel an Tenoristen verschuldet, sondern auch überhaupt viele Stimmen durch die ermüdende und abspannende Beschränkung auf einen geringen Umfang zu Grunde gerichtet. Das jedoch wird Jedermann jenen strengen Richtern zugeben müssen, daß nur wenige Männergesangsvereine ihre höchste Mission, die Pflege des volksthümlichen Liedes, ganz erreicht haben und daß die Männerliederliteratur mit nur wenigen Ausnahmen jene Richtung eingeschlagen hat, welche auf eine inhaltreiche Melodik verzichtet, sich mit dem sinnlichen Klange begnügt und „das Lied für Männerchor als gesungene Instrumentalmusik erscheinen läßt“. Es ist ein unverkennbares Zeichen der Zeit, daß unter den 237 Kompositionen, welche auf ein Preisauschreiben im Jahre 1852 dem schwäbischen Sängerbunde zugingen, sich auch nicht eine einzige fand, welche war, was sie sein sollte, ein einfaches, kräftiges, für großen Chor wirkungsvolles Lied.

---

Angefihts der Verirrungen und Abwege, welche das vorstehende Bild des heutigen Männergesangwesens ohne Rückhalt vor dem Auge des Beschauers enthüllt hat, ist es die Aufgabe der einflussreicheren Vereine und die Pflicht aller Freunde des Gesanges, entschlossenen Schrittes wiederum der rechten, bewährten Bahn zuzulenken und unentwegt dasjenige Ziel zu verfolgen, welches die Begründer und ersten Pfleger des Männergesangs



diesem Kunstzweige vorgesteckt haben. „Wo beim Neuen, sagt Elben, gesunde, kräftige Kost fehlt, da kehre man zu dem Alten zurück“. Darum wird, wie auf vielen andern Gebieten, so auch hier die Geschichte unsre beste Lehrmeisterinn, unsre sicherste Führerin sein. Und so mag es sich denn auch rechtfertigen, wenn wir dem eben entworfenen Bilde ein Gegenbild gegenüber stellen, wenn wir uns von dem mächtigen, aber schon mehr getrübten Strome zur bescheidenen, aber klaren Quelle, von der herrlich entfalteteten, aber bald welkenden Blüthe, zum unscheinbaren, aber gesunden Keime zurückwenden.

Richten wir die Blicke, die bisher auf der höchsten Ausbildung geruht, auf die ersten Anfänge und fragen wir, wessen Verdienst es denn eigentlich sei, den heute so reich entfalteteten Männergesang ins Leben gerufen und zu einer selbständigen Kunstform erhoben zu haben, so wird man uns einstimmig den Namen eines Mannes entgegen halten, der als ein warmer, begeisterter Freund des Fortschrittes sein ganzes Leben dem geistigen Wohle seines Vaterlandes, der Erziehung und Heranbildung seines Volkes durch das friedliche Mittel des Gesanges gewidmet hat; man wird uns unsern allerwärts gekannten und gefeierten Landsmann **Hans Georg Nägeli** nennen, welchen die schweizerischen Sängerkunzweige ihren „Vater Nägeli“ heißen und dem sie in dankbarer Verehrung an würdiger Stelle ein würdiges Denkmal gesetzt haben. Wer kennt ihn nicht, den Mann des Volkes im besten Sinne, den Freund Pestalozzis, rastlos bemüht, die musikalische Kunst im Volke auszubreiten und „die gesammte Sängerkunzweilt vom Niedrigsten zum Höchsten, vom Volksliede bis zur Fuge, vom syllabischen bis zum melismatischen Gesange heranzuführen?“ <sup>1)</sup> War es doch Nägeli, der mit richtigem Blicke im Männergesang der tüchtigsten Vorkämpfer seiner musikalischen Bestrebungen erkannte, sowie er im Chorgesang den Brennpunkt des musikalischen

---

1) Nägeli bezeichnet selbst mit diesen Worten seinen Willen und seinen künstlerischen Lebensplan. Vgl. Gesangbildungswesen S. 5.

Wirkens, in ihm, „die wirkliche und symbolische Darstellung des Volkes und des Volkslebens“, in ihm endlich „das Eine, allgemein mögliche Volksleben im Reiche der höhern Kunst“ erblickte. Zum Behufe der Kunstverbreitung, wonach möglichst viele im Volke Sinn für die Kunst und Geschick zu thätigem Antheil bekommen sollten, wollte er den Menschen in ihren zufälligen, durch Sitten und Gebräuche gegebenen Lebensverhältnissen entgegenkommen und so stiftete er 1810 in seinem Singinstitute den Männerchor. Schon im folgenden Jahre brachte er seine Lieder und motettenartige Sätze bei Anwesenheit der Tagsatzung zur öffentlichen Aufführung und schuf so den vierstimmigen Männerchorgesang, dem er bald darauf (1817) in seiner „Gesangsbildungslehre für den Männerchor“ die wissenschaftliche Begründung gab. Den entschiedensten Vorschub jedoch leistete Nägeli dem neuen Zweige des Chorgesangs durch die Veröffentlichung einer reichen Auswahl von trefflichen, meist vaterländischen oder geselligen Liedern, deren Gesamtzahl über 300 Nummern steigt. Wenn diese Kompositionen dem fortgeschrittenen Geschmack unsrer Tage da und dort als unbedeutend und nichtsagend, als steif und dürftig erscheinen mögen, so erheben sie sich doch mächtig über die bedeutungslosen und längst vergessenen Männerquartette des vorigen Jahrhunderts von Michael Haydn, Kall und Hacker. Aber auch vor manchen Gesängen unsrer Tage zeichnen sich Nägelis Lieder aus, bald durch den kräftigen Rhythmus und den volksthümlichen Zug der Melodie, bald durch den kernhaften Ausdruck und die fließende Stimmführung, bald endlich durch den sorgfältig gewählten Text und den schwungvollen Klang und manche unter ihnen stehen als ächte Chor- und Kernlieder immer noch unübertroffen da.

Welchen Werth und Nutzen übrigens Nägeli selbst seinen Männerchören beilegte, wie fremd ihm die Einseitigkeit unsrer Tage war, geht zur Genüge aus folgenden beachtenswerthen Worten hervor. „Wurde den Männern mit dieser neuen Kunstgattung etwas dargeboten, das sie in den mannigfaltigen bürgerlichen Verhältnissen, wo, zumal in einem Freistaat, Männer oft

zahlreich zusammentreffen, leicht benutzen konnten, so erhielten hinwiederum die bloßen Singgesellschaften Zuwachs an einem neuen eigenthümlichen Singstoff. Der Männergesang mit dem gewöhnlichen vierstimmigen vermischt, kontrastiert mit diesem so sehr, daß die Wirkung der einen Kunstgattung durch die Wirkung der andern erhöht wird; wodurch die Singstunden oder Singabende an Mannigfaltigkeit der Kunstwirkung und des Kunstgenusses bedeutend gewinnen." (A. a. O. S. 26).

Wie freudig auch sonst der Anklang, wie allgemein der Beifall sein mochte, welcher seinem unermüdblichen Wirken und seinen vielfachen Anregungen (wir erinnern nur an die schweizerische Musikgesellschaft) zu Theil wurde, so war es doch das Gebiet des Männergesangs, auf welchem Nägeli seine verdienstlichen Leistungen vom schönsten und nachhaltigsten Erfolge gekrönt sah.

Aber die Gerechtigkeit, so hat Nägeli selbst einmal gesagt, sie will Jedem das Eigene als das Seine zuerkannt wissen, und so wendet sich unsre Aufmerksamkeit von den lieblichen Gestaden des Zürcher Sees weg zu den sandigen Ufern der Spree, sie wendet sich von dem vielgepriesenen und mit Recht gefeierten Sängervater einem wenig genannten, von der Nachwelt zu früh vergessenen Manne zu, der schlicht und bescheiden, aber treu und eifrig sein langes Leben hindurch der Kunst der Töne gebietet, der mit seltener Ausdauer und Beharrlichkeit während eines ganzen Menschenalters die Pflege und die Förderung eines geordneten Musikstudiums als sein höchstes Ziel verfolgt hat, der endlich neben anderen, gewichtigeren Vorzügen auch das unbestreitbare Verdienst besitzt, gleichzeitig mit Nägeli, dem durch vieler Herren Länder von ihm getrennten, ja sogar noch vor diesem den ersten Männergesangverein, die Berliner Liedertafel, gegründet zu haben. Dieser wackere Mann war **Karl Friedrich Zelter**.

Gleich ausgezeichnet durch seinen ehrenfesten Charakter und seine tüchtige Persönlichkeit sowie durch sein inniges Freundschaftsverhältniß zu Göthe, seinem großen Zeitgenossen, hat er während mehr als zwanzig Jahren den von ihm gestifteten, heute

noch bestehenden Verein, der in manchen trüben Stunden sein Trost und in den alten Tagen seine Freude war, mit unermüdlicher Hand geleitet, gefördert und erhalten. Wie Nägels Männerchor in den zahlreichen, einer volksthümlicheren Richtung folgenden Lieberkränzen der Schweiz und Süddeutschlands seine Fortsetzung, seine Nachfolger fand, so wurde Zelters Stiftung mit ihrem mehr kunstmäßigen, abgeschlossenen Gepräge die Mutter und das Vorbild der besonders über Norddeutschland, aber auch bis an den Fuß der Alpen weit verbreiteten Liedertafeln. Freilich mögen unter diesen sich manche finden, die ihren Ahnherrn kaum dem Namen nach kennen, geschweige denn daß sie etwas von seinen vortrefflichen Thaten und Werken zu erzählen, oder besser gesagt, zu singen wüßten. Wenn nun aber Nägels Name in den weitesten Kreisen mit dankbarer Anerkennung genannt wird, so dürfen die Freunde des Männergesangs auch in Zelter nicht minder einen Mann verehren, welcher der Nachlieferung und des Andenkens wohl würdig ist.

Unter solchen Umständen wird man es wohl kaum tabeln, wenn ich die folgenden Blätter der Erinnerung an den Gründer des ersten Männergesangsvereines widme und ihm wenigstens in den Herzen der Leser ein bescheidenes Denkmal zu errichten wage. Vertrauend auf eine nachsichtige Beurtheilung, deren meine Arbeit in hohem Grade bedarf, möchte ich zuerst in flüchtigen Umrissen Zelters Lebensgeschichte vorführen, wobei ich vorzüglich der im vorigen Jahre von Dr. Wilhelm Rintel veröffentlichten Selbstbiographie folge. Diese vortreffliche Quelle verdient hier um so mehr hervorgehoben zu werden, da sie in der That ein Spiegel ist, den man wohl der heutigen Jugend vorhalten darf; und wenn sie auch nicht das ganze Leben Zelters, wenn sie von vierundsiebzig Jahren auch nur zweiundvierzig umfaßt, so lehrt sie doch, „wie man kindlichen Gehorsam mit der Erfüllung eigener Wünsche und Neigungen, die Pflicht der Berufsthätigkeit mit der Pflege besonderer Talente verbinden kann, wie Fleiß und fester Wille und Vertrauen auf Gott und die eigne Kraft

durch die widerstrebendsten Verhältnisse zum herrlichsten Endziele führen". (Vgl. Kintels Vorrede.)

Zum Schlusse aber, nach der Darstellung der äußern Lebensverhältnisse, wünschte ich die aus Briefen und Gedichten gesammelten Nachrichten über die von Zelter gestiftete Liedertafel zu einem kleinen Bilde zusammenzustellen und so einen Einblick zu gewähren in das Thun und Treiben jenes immer noch muster-gültigen Vereines, der gestiftet in der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung, eine Wohnstätte war nicht nur des Gefanges, sondern auch des heitersten Frohsinnes und des herrlichsten Humors. —

## II.

Wohl dem, der sein Andenken und sein Ansehen gründet auf das gemeinsame Leben und Wirken für ein Größeres und Höheres. Dies war das schöne Loos Zelters.

F. Schlegelmacher.

Mitten unter den Stürmen des siebenjährigen Krieges wurde am 11. Dezember des Jahres 1758 Karl Friedrich Zelter zu Berlin geboren. Er war der letzte Sohn eines tüchtigen, vielbeschäftigten Maurermeisters, eines Mannes von altem, deutschem Schlag, der als Geselle nach Berlin gekommen war und sich mit der Tochter seines vormaligen Meisters verheirathet hatte. Die Erziehung des Knaben fiel fast lediglich der Mutter anheim und diese war denn auch eifrig bemüht, ihn schon von frühester Jugend an die schönsten Bibelsprüche zu lehren und ihm eine strenge Schamhaftigkeit als die Tugend aller Tugenden zu preisen. Bei der guten Gesundheit seines Körpers und bei der großen Lebhaftigkeit seines Geistes fühlte sich der Knabe weniger zu den Stunden seines Hauslehrers, als zum Spiel in freier

Luft hingezogen und auch das Handwerk des Vaters mit seinem fortwährenden Einerlei war ihm in der Seele zuwider, obschon die Mutter jeder Zeit alle jene Sprichwörter zur Hand hatte, welche den goldenen Boden des Handwerks, seine Vortrefflichkeit, seine Unabhängigkeit, seine Ehre und seinen Werth zu empfehlen geeignet waren. Nichtsdestoweniger sollte Zelter, „weil er zu etwas Anderem zu lebhaft und zu leichtsinnig war“, ein Maurer werden; aber ungeachtet dieser Bestimmung hielten ihn die Eltern zu allem nützlichen Unterrichte an und selbst die Musik wurde von seiner Erziehung nicht ausgeschlossen. Allein trotz dem guten Beispiele seiner beiden ältern Schwestern fand er auch daran so wenig Gefallen, daß er später scherzen konnte, „er sei schon so lang wie ein Baum gewesen, ehe er in der Tonkunst für etwas weiteres Sinn gehabt habe, als für einen raisonnablen Marsch oder Tanz“. Weit mehr behagte es ihm daher, den Vater zuweilen nach Potsdam zu begleiten, wo derselbe zwei Ziegelscheunen besaß. Da fand er, was er wollte, freie Luft, offenes Feld, Berge und Seen; da lernte er denn auch Bäume erklettern, auf Ochsen und Kühen reiten; da vergnügte er sich mit Fischfang und Schlittschuhlaufen.

Hatte der junge Zelter schon von Anfang an dem Musikunterricht wenig Lust entgegengebracht, so wurden ihm die Klavierstückchen völlig zum Eckel, als er in seinem zwölften Jahre zum ersten Male eine italienische Oper, den Phaeton (Fetonte) von Graun zu sehen bekam. Die großen, kräftigen Tonmassen des Orchesters, das ihm ein ungeheures, angenehmes Räthsel war, die ergreifenden Arien, die schönen Dekorationen, die reizenden Tänze in den Zwischenakten, die griechischen Gewänder, die fremde Sprache, endlich aber auch die Menge der Zuhörer und das Erscheinen des Königs, alles das machte auf das jugendliche Gemüth einen mächtigen Eindruck, den Zelter selbst in die Worte zusammenfaßt: „Ich schwamm in einem Meer von Freuden!“

Als hierauf der Hauslehrer starb, der dem Knaben den ersten eigentlichen Unterricht ertheilt hatte, schickte ihn sein Vater

ins Joachimsthal'sche Gymnasium. Zwar brachte er in diese neue Schule sehr wenig Gelehrsamkeit mit, doch ließ er es nicht an gutem Willen fehlen, zumal da nun das größere Maß der Freiheit, die fröhliche Gesellschaft der Mitschüler und der Genuß der freien Luft, worauf er unter der Leitung des schwindfüchtigen Hofmeisters hatte verzichten müssen, ihm sehr willkommen waren. Aber so rasch nun auch der Gymnasiast von Klasse zu Klasse aufsteigen, so groß das Vergnügen sein mochte, das ihm das Lateinische und Griechische gewährte, so wenig konnte er sich vor allerlei Streichen und Thorheiten hüten, die ihm und seinen Eltern manchen Verdruß bereiteten und ihn zuletzt zwingen die Anstalt ohne Abschied zu verlassen.

Aus der Schule ausgewiesen und ohne entschiedenen Trieb zu einem bestimmten Fache, trat Zelter inzwischen sein siebzehntes Jahr an und sollte nun, so wenig es ihm gefallen mochte, das Maurerhandwerk zu erlernen anfangen. Da aber, im Sommer des Jahres 1775, ergriffen ihn unversehens die fürchterlichen Blattern mit solcher Heftigkeit, daß er kaum dem Tode entrann. Am empfindlichsten waren seine Augen durch die Krankheit betroffen worden, so daß er genöthigt war längere Zeit eine Augenbinde zu tragen. „In dieser langen Nacht“, so erzählt uns Zelter selbst, „und beim Erwachen neuer Kräfte suchte ich mir den Flügel auf und tappte auf dem Klavier umher; die Finger fanden Töne, zu den Tönen fanden sich Gedanken, die Gedanken gestalteten sich zu Bildern, und von nun an waren alle meine Sinne auf Musik gerichtet.“<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Ein in der Berliner Leder tafel oft gesungenes Lied beschreibt Zelters wunderbare Wendung zur Musik folgendermaßen:

So giengen sechzehn Jahre hin;	Doch über ihn kam nun der Geist,
Da fielen, gleich den Gloden	Ein überirdisch Feuer
Des blästen Schnees, hart über ihn	Entzündet sich, ergreift und reißt
Die unbarmherz'gen Pöden.	Ihn hin zur goldnen Leiter.
Die Doktorei war dazumal	Und hoch voll süßer Harmonie
Noch mit dem Bleh nicht so cordial,	Und ernster Kraft ertönet sie,
Von daher Rath zu schaffen.	Daß Jung und Alt erstaunte.

So hatte die Krankheit, welche Zelter fast ins Grab gebracht, in ihm ein neues Leben erweckt. Der Winter rückte inzwischen heran und als sich Zelter vollkommen hergestellt sah, begnügte er sich nicht mehr mit dem Klavier, sondern er fieng auch an, sich mit Eifer dem Violinspiel zu widmen. Ueber alle Fassung entzückte es ihn daher, als er bald darauf im Hause eines eben verstorbenen Großvaters eine ganze Reihe der schönsten musikalischen Instrumente und dazu eine reiche Sammlung von Sinfonien, Ouverturen und Konzerten, schön geschrieben und von den besten Meistern, vorfand. „Tag und Nacht stellte er sich diese göttlichen Meister vor, sinnend und arbeitend an Werken himmlischer Weisheit, in dem Gefühle der Unsterblichkeit und ewiger Jugend des Schönen. So verlor er sich hier wie ein Fremdling in einem unbekanntem, schönen Land.“

Doch die Freude dauerte nicht lange. Es konnte den Eltern nicht entgehen, daß gar nichts andres als Musik getrieben wurde und daß vom Zeichnen und von der Geometrie und von allem dem, wessen der künftige Architekt bedurfte, nicht viel die Rede war. Unter ernstern Vorstellungen wies der Vater, der von dem häufigen Nachtwachen Nachtheile für die Gesundheit befürchtete, auf die Nothwendigkeit hin, das durch die Krankheit Versäumte wieder nachzuholen. Mit Macht ergriff daher Zelter das Handwerk, so hart und unförmlich seine Hände durch Kalk und Steine und den Angriff des Werkzeuges auch werden mochten. Aber ehe er sich's versah, saß er wieder tief in der Musik, bis ihn wieder neue Ermahnungen zur Arbeit zurückführten.

Ganz besondere Nahrung fand diese unwiderstehliche Neigung zur Musik im Hause des Stadtmusikus Lorenz George, der seine beiden Brüder als Gehilfen, einen Sohn und andere Lehrlinge bei sich hatte. Zelter lernte in diesem Manne zwar keinen wissenschaftlichen, wohl aber einen durchaus geschickten Musiker kennen, der alle gangbaren Instrumente gut, Violoncell und Klarinette vorzüglich spielte. Noch mehr aber zeichnete sich derselbe als Kontrabassist aus und wenn er so rein, so gewandt und so kräftig



das Rieseninstrument handhabte, so war es, „als ob die majestätischen Schritte eines Gottes durch die ganze Musik erklangen“. Da fühlte sich denn Zelter bald heimtisch; denn hier fand er Gelegenheit sich frei auf allen Instrumenten zu üben, was ihm zu Hause nicht gestattet war. Oft begleitete er den Stadtmusiker mit seinen Leuten auf die Thürme der Stadt, auf Hochzeiten und Serenaden, und half ihnen, die Aufwartungen versehen; doch mußte alles den Eltern weislich verschwiegen bleiben.

So sehr aber Zelter an diesem musikalischen Treiben Gefallen fand, so wenig konnte ihm auf die Dauer das wunderliche, zigeunerhaft unordentliche Hauswesen des Stadtmusikers zusagen. Die Selbstbiographie giebt uns davon eine ergötzliche Darstellung, woraus hier nur weniges kann mitgetheilt werden. „George“, so erzählt uns Zelter, „hatte sich in einer Gegend der Stadt niedergelassen, wo er ohne große Kosten geräumig wohnen und einen Garten dabei haben konnte. In vier bis fünf großen Stuben waren die Wände mit üblichen musikalischen Instrumenten bekleidet. Mitten in der Wohnstube stand ein Familientisch, an den Seiten wenige Stühle, eine Drechselbank mit Zubehör, Rappiere, Flinten, Aerte, Sägen; Feuerwerksgeräthe, auch eine Elektrifiziermaschine fehlten nicht und hundert Dinge, die man selten beisammen sieht.

„Das Bett war von fünf bis zehn kleinen Hunden bewohnt, die, sowie Jemand ins Zimmer trat, nach einander hervorkamen und den Willkommen bellten, dann aber ebenso in die warme Feste zurückkehrten. Die Namen der Hunde waren: Syrinx, Pan, Tubal, Midas, Viola, Klarin, Kornetta, Gavotte u. a. In den andern Stuben waren große hölzerne Böcke aufgestellt, um darunter wegzugehen und durch die Thüre zu kommen. Die Böcke waren oben mit Dielen belegt, worauf den Winter über Blumen und Staudengewächse in Kästen standen. Unten trieben sich Kaninchen, ein Schaf und Hasen herum, die übrigen Bewohner waren Tauben und Vögel der verschiedensten Art,

entweder frei oder in Käfigen; auch ein Paar Raben wurden täglich im Sprechen unterrichtet.

„George stand des Morgens früh auf, ließ von den Burschen die Zimmer reinigen und den Thieren Futter geben, die Gewächse begießen und den Garten bestellen. Er selbst sah nach den Instrumenten, bezog sie, reinigte sie vom Staube und so gieng der Vormittag hin. Nachmittags mußten die Leute zusammentreten und Musik machen, Noten abschreiben u. s. w.; waren keine Aufwartungen bestellt, so wurde lange musiciert und im Sommer im Garten gefochten, gerungen, voltigiert, Komödie aus dem Stegreif gespielt und tausend beliebte Uebungen vorgenommen.“

Ungefähr anderthalb Jahre hatte Zelter dieses Wesen angesehen und mitgemacht, als er einsah, daß der Stadtmusikus und seine Leute sich „in dem beschränkten Kreise niedriger Gemeinheit“ umtrieben. Auch wurde ihm nach und nach klar, worauf George selbst mit rührender Offenheit ihn einmal ernstlich aufmerksam gemacht hatte, daß er in der Musik höher hinauf wollte, als er es hier erreichen konnte. So wurden die Besuche in George's Hause nach und nach seltener; da aber Zelter nicht wußte, wo er mit seiner über alles geliebten Musik hin sollte, so fieng er an wirklich zu leiden. Seine Gesundheit gerieth in Unordnung durch den anhaltenden Fleiß und durch manchen kleinen Kummer, den seine Anhänglichkeit an die Musik zu Wege brachte. „Ich hatte“, so bekennt Zelter selbst, „keinen Gedanken mehr als an die Musik; alles Andre flog meinen Sinnen vorüber, wie die Vögel der Luft. Nur allein die Musik ließ feste Eindrücke bei mir zurück, die meine ganze Seele erfüllten.“

Ein solcher Gemüthszustand konnte jedoch dem Vater nicht verborgen bleiben. Mit ernsthaften Zusprüchen suchte er den Sohn aus seiner wonnetrunkenen Schwärmerei aufzuwecken, indem er ihm vorstellte, er habe ihn die Musik wollen lernen lassen, um ihm ein bildendes Medium in den Stunden der Ruhe zu geben. Immer zu musizieren, meinte der Vater, und

an alles Andre gar nicht zu denken, würde ebenso sonderbar sein, als wenn man immer ruhen, immer schlafen wollte. Besonders aber wurde dem Sohne zu Gemüthe geführt, daß jedes Gewerbe Übung und ununterbrochene Thätigkeit erfordere, und daß ein Mensch, der Freude an der Kunst haben wolle, gesund und ohne Sorgen sein müsse.

Diesen und ähnlichen Vorstellungen wußte Zelter — er liebte seinen Vater ganz unendlich — nichts entgegenzusetzen als willigen Gehorsam. Er versprach daher, sich zu bessern, schloß etwas mehr und zeigte sich treuer und eifriger in seinem Berufe; aber nach wenigen Wochen war alles wieder so ziemlich beim Alten. Am meisten Fleiß widmete Zelter dem Zeichnen; auch die mathematischen Unterrichtsstunden besuchte er eifrig, obschon er sich nicht enthalten konnte, in seinen trigonometrischen und algebraischen Heften neben die mathematischen Figuren musikalische Liniensysteme und Melodien hinzuzeichnen. Allein mit dem Handwerk wollte es noch immer nicht besser werden. Oft betete Zelter zu Gott, daß er ihm sein musikalisches Talent in ein architektonisches verwandeln möchte, um seinem Vater frei und fröhlich unter die Augen treten zu können. Aber kaum hatte er eine Zeit lang aufmerksam gemauert, da verdroß ihn das ewige Wühlen und Treten unter Schutt und Steinen und Kalk; die allmächtige Liebe zur Musik ergriff ihn wieder und riß gewaltsam aus einander, was die Resignation mühsam erbaut hatte.

Unter beständigem Ringen und Kämpfen, wobei bald das Handwerk, bald die Musik den Sieg davon trug, waren inzwischen die Lehrjahre vorübergeflogen. Aber auch im Gesellenstande sollte es nicht viel anders werden. Das mehrjährige Studium des Wasserbaues und hernach der praktische Betrieb der bürgerlichen Baukunst vermochten keineswegs die Musik zurückzudrängen und so gering die Fortschritte im Handwerke waren, so rasch und unablässig drang Zelter in der Kunst vorwärts. Er gieng von Konzert zu Konzert und in manchem musikalischen Zirkel

war er unentbehrlich geworden, weil er bereits drei Instrumente, Klavier, Violine und Flöte mit großer Fertigkeit spielte. Aber mit nicht geringerem Eifer ergab er sich dem Komponieren, wozu ihn schon vor Jahren der Mangel an Musikalien getrieben hatte. Hierbei hatte er keine andere Regel, als das unabweisliche Bedürfnis, seine Gedanken zu Papier zu bringen, obschon es ihm alle Augenblicke an den nöthigen Kompositionskenntnissen fehlen mußte.

Dies vermochte jedoch Zelters von seiner Neigung nicht abzubringen. Da es ihm an Bekanntschaften mit wissenschaftlichen Musikern fehlte, so suchte er sich, sogar auf dem Wege der List, Partituren hervorragender Werke zu verschaffen, um sie zu studieren und abzuschreiben, was ihm unaussprechliches Vergnügen brachte. Dadurch lernte er die Ordnung und die Einheit als zwei wesentliche Eigenschaften guter Kunstwerke kennen und förderte zugleich nicht wenig seine eigne Fertigkeit. Vor allem waren es Philipp Emanuel Bach und Johann Adolf Hasse, in deren Werke er sich Tag und Nacht sinnend vertiefte; sie waren nicht nur seine Muster, sie waren, wie er selbst sagt, seine Gottheiten, zu denen er betete, für die er litt und mit denen er sich tröstete.

So war das Jahr 1782 gekommen, welches in Zelters musikalischer Entwicklung ein bedeutungsvoller Wendepunkt sein sollte. Noch hatte er gar keinen Unterricht in der Komposition gehabt. Da bot ihm die Einweihung einer neuen Orgel in der St. Georgen-Kirche die erwünschte Gelegenheit dar, eine Kirchenmusik, eine Kantate für Solo, Chor und Orchester, zu komponieren. Aber zahllose Schwierigkeiten hatte Zelter zu überwinden, manchen verdrießlichen Auftritt und manche schlaflose Nacht hatte er durchzumachen, bevor er auf eine Aufführung hoffen konnte, die seiner Arbeit vorthellhaft war. Das Uebelwollen eines unwissenden Organisten, die träge Gleichgültigkeit eines mißtrauischen Kantors, dazu eine anhaltende schöne Witterung und in Folge davon die Erkrankung der Solosängerinn, sowie der schlechte Besuch der Vorproben, alles das mußte den

jungen Komponisten mit Angst und Besorgniß erfüllen. Zelter gerieth in einen hoffnungslosen Zustand und war nahe daran, ernstlich zu erkranken. Doch unter dem treuen Beistand seines alten Freundes, des Stadtmusikus George, löste sich zuletzt alles zur vollkommensten Zufriedenheit. Nicht nur bei den zahlreichen Zuhörern — es waren 1800 Terte verkauft worden — sondern auch bei den mitwirkenden Musikern fand Zelters Werk die erfreulichste Anerkennung und so wurde der 23. November 1782 für ihn zu einem wahren Ehrentage, dessen volles Glück nur der Gedanke zu trüben vermochte, daß der Vater von dem ganzen Vorfall nichts wußte oder nichts wissen wollte.

So groß nun aber auch Zelters Freude über den unerwarteten Erfolg seines ersten Versuches sein mochte und so erhebend und wohlthuend es für ihn war, am andern Morgen von dem alten Marburg, einem der berühmtesten Musiktheoretiker jener Zeit, ein „Schreiben mit fingerlangen Buchstaben“ zu erhalten, worin dieser die Tags zuvor angehörte Komposition belobte und den Komponisten aufs freundlichste anfeuerte, so wenig vermochte er sich in eitler Selbstüberschätzung über den wahren Werth seiner Kirchenmusik zu täuschen. Er erblickte darin nichts als eine Schularbeit, und der nächste Vortheil, den er davon hatte, bestand darin, ein Ganzes geliefert zu haben, dessen Ueberblick ihm die Einsicht gab, was ihm fehlte. Mehr als je war es Zelter klar geworden, daß ohne eine ordentliche Schule doch nichts Rechtes zu leisten sei; daher faßte er den festen Entschluß, bei einem tüchtigen Musiker gründlichen Unterricht in der Harmonie- und Kompositionslehre zu nehmen. Aber kaum war es seinen inständigen Bitten und seinem unablässigen Drängen gelungen, in Karl Fasch, einem ausgezeichneten Musikkenner und berühmten Komponisten, den gesuchten und sehnlichst gewünschten Meister zu finden, so brach über den aufstrebenden Jüngling ein Gewitter herein, das mit einem Male alle seine Hoffnungen darniederzuschlug und ihn mit überwältigendem Schmerz erfüllte. Zelter hatte nämlich seine Kirchenmusik dem Hofmusikus Joh. Phil.

Kirnberger zur Prüfung eingereicht und nun eröffnete ihm der gelehrte Theoretiker und Kontrapunktist mit der schonungslosesten Offenheit sein vernichtendes Urtheil. „Sie wollen ein Handwerk treiben“, eiferte der strenge Richter, „und eine Kunst auch; wissen Sie, was das heißt? Sie wollen Häuser bauen und nebenher komponieren, oder wollen Sie komponieren und nebenher Häuser bauen? Es gibt nichts erbarmungsvolleres als ein gemeiner Künstler, deren so viele sind; dagegen ein gemeiner Handwerker immer eine würdige Person bleibt, sobald es ihm bei geringer Fähigkeit nur Ernst ist.“ Nicht besser als dem Lebensplane Zelters ergieng es seinem Werke. „Ihre Musik“, sagte Kirnberger, „muß wohl klingen, ja schallen und knallen muß sie; aber sie singt nicht, sie ist nicht andächtig, heilig, kirchlich; dagegen aber weltlich, leidenschaftlich und frech. Sie haben also das Beste ausgelassen; so gut macht es jeder Anfänger und so hört jeder Pfuscher auf; wenn Sie nichts besseres werden wollen, so bleiben Sie lieber bei der Kelle!“

In diesen und andern, keineswegs schmeichelhaften Worten ergieng sich die demüthigende Strafrede, die, weil sie aus dem Munde eines als unfehlbare Autorität geltenden Mannes kam, auf den jungen Zelter um so zerschmetternder wirken mußte. Auch darf man sicherlich einen Beweis für den tiefen und unvergeßlichen Eindruck jenes scharfen Urtheils darin erkennen, daß er noch nach vielen Jahren Kirnbergers Worte mit gewissenhaftester Ausführlichkeit in seiner Autobiographie zu Ruß und Frommen aller angehenden Künstler verewigte.

So gebeugt durch die fürchterliche Abmahnung, unzufrieden mit sich selbst und ohne einen theilnehmenden Freund, dem er sein gepreßtes Herz hätte ausschütten können, fieng Zelter an, sich einzureden, daß er kein entschiednes Talent besitze, und daß er zur gründlichen Pflege der Musik schon zu alt sei. Zuletzt beschloß er wieder, wie schon so oft, sich mit aller Gewalt ins Handwerk zu stürzen. Dießmal aber entwickelte er mehr Fleiß und Ausdauer als bisher. Nicht nur um dem sehr entschieden ge-

äußerten Befehle des Vaters nachzukommen, sondern auch um dem immer lebendiger werdenden Triebe nach Selbständigkeit zu folgen, trat Zelter, allerdings nicht mit dem besten Gewissen, vor das Gewerke der Maurer und zeigte sein Vorhaben an, Meister zu werden. Rüstig und eifrig machte er sich an die verschiedenen Meisterarbeiten, welche ihm das Gewerke aufgegeben hatte. Wenn es ihm auch an freudigem Muthe und an voller Herzenslust gebrach, so erfüllte ihn doch das Gefühl der Pflicht und der kindlichen Treue. Am 1. Dezember 1783 war Zelter so glücklich auf seine angefertigten Meisterstücke zum Meister gesprochen und angenommen zu werden.

Mit dem Fortschritte im Handwerk gieng aber ein nicht geringerer Fortschritt in der Kunst Hand in Hand. Denn schon längst war die Liebe zur Musik wieder zurückgekehrt und als Zelter gar von einem Bekannten erfahren, daß Kirnberger eigentlich nur diejenigen zu loben pflege, von denen er gar nichts hoffe, da war in ihm die ganze Lebenskraft erwacht. Hatte er während der Ausfertigung der Pläne und Zeichnungen, die ihm zur Erlangung der Meisterschaft aufgetragen waren, eine Kantate komponiert und ein ganzes Oratorium von Haffe abgeschrieben, so vermochte er auch beim Baue seines Meisterstückes, woran er mit eigener Hand zu mauern hatte, der geliebten Musik nicht zu entsagen. Vor allem besuchte er mit rastlos regem Fleiße die Stunden seines theuren Lehrers Fasch, und als derselbe während der Sommermonate seinen Wohnsitz in Potsdam hatte, konnte die beträchtliche Entfernung dieser Stadt den vom Bauen ermüdeten Schüler nicht abhalten, jeden Freitag die gewohnte Lektion zu nehmen.

Ähnlich jenem gefeierten Schüler des Sokrates, der beim Einbruch der Nacht in weiblicher Kleidung von Megara nach Athen eilte, um einige Stunden den Unterricht seines weisen Lehrers zu genießen, verließ Zelter, ein zweiter Euklid, des Morgens um 3 Uhr die Wohnung, die er in der Nähe seines Bauplazes gemiethet hatte, um nach einer sechsstündigen Morgenwan-

derung unter Faschens liebevoller Leitung in die Tiefen und Geheimnisse der Kunst einzubringen und seine Kenntnisse in allen Gebieten der Kompositionslehre zu erweitern. Die Lektion währte bis 11 Uhr. Dann gieng er in den Gärten von Sanssouci oder auf den Bergen umher und eilte darauf nach dem Mittagessen wieder nach Berlin, froh der angenehmen Einsamkeit, in welcher er meistentheils seine Stücke ausdachte, die er nachher desto geläufiger niederschrieb, oder theils schon vorhandene, theils unter dem Eindrucke vorübergehender Gegenstände entstehende Melodien kontrapunktisch verarbeitete. Hatte er dann abends noch seinen Bau gemustert, so verbrachte er bei den Seinigen, die von allem nichts wußten, oder im Kreise von Freunden munter die letzten Stunden des inhaltreichen, langen Tages.

Solchem Streben konnte der Lohn, und solchem Fleiße die Anerkennung des Lehrers nicht entgehen; solcher Gesinnung gebührt auch um so mehr unsre Bewunderung, je geringer heute die Zahl derjenigen Künstler ist, die ihre Unterrichtsstunden mit einem zwölfstündigen Marsche erobern.

Bald nachdem Zelter Maurermeister geworden, war in ihm ein heißes Verlangen erwacht, das schon in frühern Zeiten und besonders bei Beendigung der Lehrzeit seine Seele erfüllt hatte. Nach Italien wünschte er sehnlichst zu reisen, um, wie er selbst bekennt, in diesem Lande, wo er sich den Himmel höher, Sonne und Mond und Sterne wärmer, heller und alles schöner dachte, um dort, in der Heimath der Kunst, „den Nektar süßer Gesänge an der Quelle zu trinken“. Doch die inständigen Bitten einer kranken Mutter und der Wunsch eines sechzigjährigen, mit Arbeit überladenen Vaters, der sich schon längst nach Erleichterung sehnte, vereitelten, und zwar für immer, den schönen Plan, zu dessen Ausführung Zelter schon heimliche Anstalten getroffen hatte. Entschlossen, dem Vater treulich beizustehen, theilte er sich mit ihm in die vielen Geschäfte seines Berufes, richtete ein, ordnete an, übernahm die weitesten Gänge und wurde so, da er früh morgens schon an der Arbeit zu sein pflegte, gar bald eine feste



Stütze. Auch lernte er nach und nach das bürgerliche Ansehen und den sichern Erwerb schätzen. Aber neben dem Handwerk blieb die Kunst nicht vergessen; beide gedachte Zelter friedlich zu vereinen, eines sollte das andere stützen und fördern. „Der Leisten, meinte er, soll die Kunst ernähren, die Kunst dem Leisten Ruhm gewähren“.

Unvermerkt giengen so bei angestrenzter Arbeit die Jahre vorüber. Unablässig bemüht den alternden Vater nach Kräften zu unterstützen, versöhnte sich Zelter immer mehr mit dem Berufe, der ihm früher eine solche Qual gewesen, daß es ihm vorfam als sollte er mit Ruthen gepeitscht werden, wenn er nur daran dachte. Da gab der am 17. August 1786 erfolgte Tod Friedrichs II. auch dem Vater, der durch dieses Ereigniß sichtbarlich war ergriffen worden, die Veranlassung, sich mit seines Sohnes Neigung zur Musik gänzlich auszusöhnen. Auf das Gedächtniß des großen Königs hatte Zelter eine Kantate komponiert, welche am 25. Oktober in der Garnisonkirche zur Aufführung kam. Aber nicht im vollkommenen Beifall des zahlreichen Auditoriums, nicht im Lobe bewährter Musikkenner fand Zelter den schönsten Lohn für den auf diese Arbeit verwendeten Fleiß, wohl aber in dem Geständnisse des gerührten Vaters, daß er zum ersten Male erfahren, was eine Musik wirken könne. So war denn auch Zelter zum ersten Male mit sich selbst zufrieden, weil es auch sein Vater war.

Je freundlicher und schöner sich in solcher Weise das Verhältniß zwischen den Eltern und dem Sohne gestaltet hatte, und je zuversichtlicher dieser hoffte, das „gute Kleeblatt“ werde noch eine Weile bei einander bleiben können, desto größer war der Schmerz und die Trauer, als schon im Beginne des Jahres 1787 die unerbittliche Hand des Todes den geliebten Vater aus dem kleinen Kreise hinwegführte. So sehen wir nun Zeltern — seine beiden ältern Schwestern waren längst verheirathet — ganz allein mit seiner kranken Mutter, deren Zustand ihn mit banger Sorge erfüllte. In diesen trüben, traurigen Tagen, wo überall die alte

Ordnung fehlte, suchte und fand Zelter Trost bei der Musik, der er besonders die Einsamkeit langer Abende und früher Morgenstunden widmete. Aber auch seinen Beruf trieb er mit erhöhtem Eifer; denn er erkannte in einer thätigen Beschäftigung das einzige und beste Mittel, das Unglück männlich zu ertragen.

Um diese Zeit wurde Zelter mit einer Kaufmannswittwe bekannt, für welche er ein Haus zu bauen hatte. Sie hieß Kappel und war die Tochter eines Försters, der 1761 Friedrich den Großen rettete, als er Gefahr lief, an die Oesterreicher verrathen zu werden. Das natürliche, sanfte Wesen dieser jungen Frau gefiel Zeltern wohl, und da seine Mutter sehnlichst „solch eine Schwiegertochter um sich zu haben“ wünschte, so erkor er sie zu seiner Gattinn. „Um meiner Mutter eine Freundin und Vertraute zu geben, so lesen wir in der Selbstbiographie, heirathete ich sie, die ich liebte, weil sie von meiner Mutter geliebt wurde“. Aber auch den glücklichen Tagen dieses Ehebundes war keine lange Dauer bestimmt; denn schon nach kurzer Zeit verlor Zelter durch frühzeitigen Tod seine treue Lebensgefährtinn und verlor die alternde Mutter ihre sorgsame Pflegerinn, unter deren Hand alles zu heilen schien.

Inzwischen war das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts angebrochen und damit zugleich auch die Zeit gekommen, welche auf Zelters weiteres Leben und seine ganze spätere Wirksamkeit einen mächtigen und bestimmenden Einfluß ausüben sollte.

Es war im Sommer des Jahres 1790, als der oben erwähnte Musiker Fasch, Zelters edler Meister und väterlicher Freund, eine Singgesellschaft gründete, aus welcher im Laufe der Jahre jener Verein hervorgieng, der, bekannt unter dem Namen der Berliner Singsakademie, das Muster für unzählige ähnliche Vereine geworden ist und auch heute noch sich der schönsten Blüthe erfreut. Ein kleiner, ausgewählter Kreis von begeisterten Freunden der Musik — ihre Zahl belief sich anfänglich auf etwa zwanzig — fand sich jeweilen Dienstag abends in einem Privathause zum Thee zusammen, um unter Faschs Leitung dessen Kompositionen zu ver-

suchen oder sonst den Gesang zu pflegen. Dieser Versammlung, die man einen Singthee oder nach unserm Sprachgebrauche ein Kränzchen nennen kann, trat, wie es scheint im Jahre 1791, als der jüngste und „geringste“ unter Faschs Schülern auch Zelter bei, ohne jemals auszubleiben. Da es ihm aber nicht entgieng, daß oft neben der Unterhaltung der Gesang und die Kunst zurücktreten mußte, so war er eifrig bestrebt Ordnung und Ernst in diese Vereinigungen zu bringen und wurde so nicht nur eines der thätigsten Mitglieder, sondern bald auch Faschs rechte Hand und sein vertrautester Assistent. Schon nach Jahresfrist war die Gesellschaft zu einem Chor von mehr als dreißig Personen angewachsen, für welchen die Räume eines Privathauses nicht mehr auszureichen vermochten. Zelters Eifer fand auch da bald Rath. In dem Gebäude der Akademie hatte er einen Saal entdeckt, in welchem Faschs Singverein „ungestört, unabhängig und unentgeltlich“ seine Wohnung aufschlagen durfte. Damit war denn auch der Anstoß gegeben, daß die Singakademie — so hieß fortan die Gesellschaft nach dem Orte ihrer Zusammenkunft — aus den engen Schranken eines Privatziirkels heraustrat und immer mehr die Bedeutung eines öffentlichen Institutes errang, welches bestimmt war, die Pflege der Tonkunst und besonders des Gesanges in die weitesten Kreise zu verbreiten. Denn wenn auch das neue Lokal vorzüglich im Anfang vieles zu wünschen übrig ließ, wenn es auch durch seinen verwahrlosten, fast abschreckenden Zustand kein behagliches Dasein versprach, so zählte der Verein doch binnen weniger Jahre mehr als hundert eifrige Mitglieder, die ihrem würdigen Direktor, sowie seinem rastlosen, oft ungedulbigen Gehilfen von Herzen zugethan waren. In vollstem Maße bewahrheltete sich somit das Wort Zelters: „Wenn eine gute Sache gut angefangen und mit ruhiger Beharrlichkeit fortgesetzt wird, kann sie nicht anders als gedeihen“.

Neben der Gründung der Singakademie brachte nun aber das letzte Decennium des achtzehnten Jahrhunderts noch weitere bedeutungsvolle Ereignisse, die auf Zelters ganze Lebensrichtung

und auf die Entwicklung seines Innern in entscheidender Weise einzuwirken berufen waren. So seine zweite Verheirathung mit der Tochter des Geheimen Finanzraths Pappriß. Schon als Mädchen war Julie Pappriß — sie war im Jahre 1767 geboren — mit Zelter bekannt geworden. Die schöne Gemüthsart, die angenehme Sopranstimme und die Wahrheit des Vortrages fesselten ihn. Vor allem bewunderte er die Intelligenz, womit sie sich dem Idengegang jedes Komponisten gleichsam zu verweben verstand. Schon 1790 trat Julie Pappriß in den von Fasch geleiteten Gesangverein, dessen Zusammenkünfte damals im Hause ihrer Mutter, später in demjenigen ihrer Schwester, der Wittwe des Generalchirurges Voitus, stattzufinden pflegten. Von der Natur mit einer süßen, herrlichen Stimme begabt, zeichnete sie sich, wie es schon in einer Beurtheilung vom Jahre 1792 heißt, vor mancher theuer bezahlten Sängerin aus durch die reine Intonation, durch das Tragen gehaltener Töne, durch den Vortrag der Recitative, sowie durch die Rundung des Gesanges. Auch verband sie mit der schönen und seltenen Eigenschaft der Bescheidenheit jene schlichte Naturempfindung, welche „die üppigen Fleuretten der verwöhnten Virtuosität“ verschmäht. Unter Zelters fördernder Leitung wurde sie daher bald die größte Zierde der Singakademie. Hier fand sich denn auch hinreichende Gelegenheit, die Tiefen ihres trefflichen Herzens zu ergründen, und da die Gefühle der Achtung und der Dankbarkeit, welche Zelters Verdienste und Bemühungen in ihr erweckt hatten, sich mehr und mehr in theilnehmende Liebe verwandelten, so wurde (1796) die Schülerin nicht nur ihm eine treue, liebende Gattin, sondern auch seinen Kindern eine wohlthätige Mutter.

Von nun an lebte Zelter sein bürgerliches Leben ruhig fort. „Die frühen Morgen, so berichtet einer seiner Zeitgenossen, waren den Beschäftigungen zur Förderung höherer geistiger Ausbildung überhaupt bestimmt. Dann fuhr er sich selbst im weiten Berlin umher, um die Schaar seiner meist an vielen Stellen zerstreuten Arbeiter und was sie gethan zu prüfen, das Weitere zu verord-

nen und wo es nöthig war, auch selbst gewaltig drein zu greifen. Die spätern Nachmittag- und Abendstunden waren vor allem der Tonkunst gewidmet“. Mit manchen hervorragenden Musikern kam er fortwährend in Berührung. Auch an periodischen Kunstschriften betheiligte er sich und gab nebenbei Unterricht im Gesang und in der Lehre vom Generalbasse. Ganz besonders aber wandte sich Zelter der Komposition zu, und wie mit der neuen Lebensgefährtinn in seinem Hause neues Glück und neue Freude aufblühte, so war sie es auch, welche ihn mit neuem Eifer für diese Neigung erfüllte und durch ihre schöne Stimme ihn unaufhörlich und mächtig anregte. Daher bestanden denn auch jetzt die meisten seiner Schöpfungen in Liedern für seine sangeskundige Gattinn.

Schon in frühern Jahren hatte sich Zelter in dieser Art der Komposition versucht; aber er glaubte dazu keine rechte Begabung zu besitzen. Noch im Jahre 1793 sagte er in einem kurzen Lebensabriss von der nicht geringen Anzahl seiner Lieder: „Selbst die Besten sind nicht von besonderm Werth, weil mir diese Art von Kompositionen niemals hat gelingen wollen“. Allein bald darauf trieb ihn mehr und mehr ein innerer Drang zu diesen Arbeiten. Sein Geist entwand sich allmählig den Schranken der Schule und frei von den Fesseln der Form fieng er an, aus seinem eignen Herzen heraus zu schreiben und jene acht deutschen Lieder zu schaffen, die zwar heute fast ganz vergessen, doch unvergänglich und für alle Zeiten werthvoll sind und Zeltern als ein bedeutendes Glied in der Entwicklung des deutschen Liedes, als einen Vorboten des Liederfrühlings erscheinen lassen. Ausgezeichnet durch Kraft, Feuer und heitere Stimmung, überragt er nicht nur seine Vorgänger und Vorbilder, sondern er übertrifft auch seine Zeitgenossen und Nebenbuhler an Reiz und Mannigfaltigkeit der Erfindung, an Fleiß der Ausführung und an Originalität des Talentes. Darum gilt auch von Zelter das Wort des Dichters: „Ihm schenkte des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund Apoll“. So ist es begreiflich, daß gerade die Lieder es waren, welche zuerst die Aufmerksamkeit der Musikfreunde auf ihn lenkten

und ihm noch vor Ablauf des vorigen Jahrhunderts einen nicht gewöhnlichen Ruf als Tonbildner erworben.

Diesen ebenso unerwarteten, als erfreulichen Erfolg verdankte Zelter aber nicht allein seinen trefflichen Melodien, sondern auch der sorgfältigen Auswahl der Gedichte. Eingedenk der Vorschrift Luthers, daß die Noten den Text sollen lebendig machen, verschmähte er alle Texte, die nicht verdienen lebendig gemacht zu werden. Mit ganz besonderer Vorliebe wandte er sich daher den Liedern Göthes zu, dessen Werke ihn überhaupt, seitdem er Werthers Leiden und Wilhelm Meister gelesen, so mächtig anzogen, daß er sie seine Hausgötter nannte. Gleichwie Beethoven bekannte, daß diese Lieder ihn zum Komponieren drängten, weil sie ihre Melodie in sich trügen, so glaubte auch Zelter „sie nicht besser loben zu können, als durch den unvermischten Wiederklang seines innersten Gemüths.“

„Göthes Lieder, sagt ein geistreicher Meister des Gesangs, umspielt ein unaussprechlicher Zauber; die harmonischen Verse umschlingen dein Herz, wie eine zärtliche Geliebte; das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küßt“. Solch einer ergreifenden Macht konnte denn auch Zelter nicht widerstehen. Immer und immer wieder zog es ihn zu jenen unvergleichlichen Gebilden, die erfüllt sind von einem Leben und einer Wahrheit, von einer Mannigfaltigkeit und einer Schönheit, gegen welche kein Vorurtheil Stand hält. Mehr denn vierzig Gedichte Göthes hat Zelter, allerdings in einer langen Reihe von Jahren, für eine Singstimme mit Klavierbegleitung in Musik gesetzt; daß er dieselben aber nicht obenhin komponiert, daß er sie nicht für den ersten Eindruck des großen Publikums gemacht hat, davon vermag uns ein flüchtiger Blick auf seine in vier Hefen gedruckten „Lieder, Balladen und Romanzen“ zu überzeugen. Wir dürfen daher Zeltern vollen Glauben schenken, wenn er versichert, er habe an diesen Gedichten mit heiliger Sorge gearbeitet, was sein Talent habe reichen mögen.“

Diese überaus hingebende Liebe, welche Zelter der Komposi-

tion besonders Göthescher Gedichte widmete, blieb nicht unbelohnt. Sie wurde sogar die Veranlassung zu einem Ereigniß, das nicht weniger als die Gründung der Singakademie und die Verehelichung mit Julie Pappritz auf sein weiteres Leben und Wirken den mächtigsten und segensreichsten Einfluß ausübte. Ich meine den Briefwechsel mit Göthe.

Es war im Jahre 1796, als Göthe zuerst mit Zelters Kompositionen bekannt wurde. Sie hatten für ihn einen unglaublichen Reiz und wenn seine Lieder Zelter zu Melodien veranlaßten, so dürfen wir wohl annehmen, daß hinwiederum die trefflichen Melodien den Dichter zu manchem Liede aufgeweckt haben. „Musik kann ich nicht beurtheilen, so schrieb damals Göthe an eine auch mit Zelter befreundete Familie in Berlin, denn es fehlt mir an Kenntniß der Mittel, deren sie sich zu ihren Zwecken bedient; ich kann nur von der Wirkung sprechen, die sie auf mich macht, wenn ich mich ihr rein und wiederholt überlasse; und so kann ich von Herrn Zelters Kompositionen meiner Lieder sagen, daß ich der Musik kaum solche herzliche Töne zugetraut hätte.“ Solch ein Beifall, aus dem Munde „des größten deutschen Mannes“, erfüllte Zelter, wie er selbst bekennt, mit einem angenehmen Schreck und war für ihn ein Glück, das er wohl gewünscht aber nicht mit Zuversicht gehofft hatte. Er erbat sich daher im August des Jahres 1799 von Göthe die Erlaubniß, ihm seine Lieder einsenden zu dürfen. Auf's freundlichste kam der Dichter dem Komponisten entgegen und da jener offenbar auch an der kernhaften Natur Zelters Gefallen fand, so entstand alsobald zwischen beiden ein reger und ununterbrochener Briefwechsel, welcher sich im Laufe der Jahre zum Ausdruck eines seltenen, wahrhaft brüderlichen Freundschaftsbundes zwischen zwei „im Wesen stets einigen, wenn auch dem Inhalte nach weit von einander entfernten Naturen“ gestaltete.

Glücklich über den gedeithlichen Fortgang der Singakademie, glücklich im Besitze einer trefflichen anregenden Gattinn, glücklich endlich in innigem Verkehre mit einem bewunderten, verehrten Freunde,

war Zelter inzwischen in das Jahr 1800 übergetreten. Aber nur allzu rasch ließ dasselbe den Freuden der Neunzigerjahre die Trauer folgen. Am dritten August starb im vierundsechzigsten Lebensjahre Karl Fasch, „der Sanftmuth Ebenbild“, Zelters väterlicher Freund und Lehrer, der würdige Stifter der Singakademie. Der Tod dieses vorzüglichen, durch seltene Bescheidenheit glänzenden Tonkünstlers erfüllte Zelter mit um so tieferem Schmerze, je bereitwilliger er ihn als seinen Meister anerkannte. „Dem würdigen Fasch, so schreibt der dankerfüllte Schüler, habe ich das Gute, was manche meiner Kompositionen haben mögen, gänzlich zu danken. Sein fetter und strenger kritischer Geist, sein scharfes, durch vielfährigen Unterricht geübtes Auge, sein offener, freimüthiger und anständiger Tadel, sein seltenes und mäßiges Lob und die mir unaussprechlich werthe, väterliche Liebe, die mir dieser edle Mann hat widerfahren lassen, haben mir in kurzer Zeit mehr genützt, als vorher mein langes, eifriges Suchen und alles Lesen in den besten Schriften. Seine Kunst vermag ich nicht zu erreichen, aber seine Liebe soll mir bis ins Grab folgen.“

Treu diesem Worte hat Zelter nicht nur in einer kleinen Schrift den vielen Verdiensten Faschs mit liebevoller Hand ein anspruchloses Denkmal gesetzt, sondern er hat auch bis an sein Ende den vortrefflichen Mann mit rührender Pietät verehrt und jede Gelegenheit ergriffen, sein Andenken frisch und rege zu erhalten.

So war denn auch niemand mehr berufen, nach Faschs Tode die Leitung des von ihm gestifteten Vereines zu übernehmen, als Zelter. Mit kräftiger Hand und mit der ihm eignen Energie des Geistes nahm er sich des verwaisten Institutes an, in welchem sein ferneres Leben aufgehen sollte. Tag und Nacht konnte er dafür arbeiten und mit der edelsten Uneigennützigkeit — er verrichtete seinen Dienst ganz unentgeltlich — opferte er dem edlen Zwecke Zeit und Kräfte. Vor allem war er darauf bedacht, schöne Stimmen der Mitglieder zum Sologesange auszubilden, um der Sänger vom Fach entbehren zu können. Wenn



er auch die Pflege der Kunst im Schooße des Vereins als die Hauptsache betrachtete, so verkannte er doch nicht den Werth öffentlicher Aufführungen, deren Ertrag nicht selten für wohlthätige Zwecke bestimmt wurde. Alljährlich am Karfreitage wurde der Tod Jesu von Graun aufgeführt und so zum Gemeingut des Volkes gemacht. Auch war es Zelter, der Bachs Passionsmusik nach dem Evangelium des Matthäus in Berlin wieder ins Leben rief, nachdem sie über ein halbes Jahrhundert gänzlich vergessen war.

In solchem Sinne und Geiste leitete Faschs Nachfolger die rasch aufblühende Singakademie, welche er unendlich liebte, obschon sie ihm oft zu einer überaus schweren Last wurde. Da er in seltenem Maße die Gabe der Rede besaß, so verstand er es, wie wenige, seine Sänger und Sängerinnen mit warmer Begeisterung für die Tonkunst zu erfüllen und vereinte damit das Geschick eines trefflichen Direktors. „Mit welchem spähenden und gleichsam untäuschbaren Ohre, so erzählt ein Zeitgenosse, mit welchem Scharfsinne Zelter sogleich jede kleine Abweichung bemerkte und mit welcher Leichtigkeit und Artigkeit er seine schönen Irrenden sogleich wieder auf den rechten Weg leitete, davon bin ich mehrere Abende mit Vergnügen Zeuge gewesen.“

So hat Zelter von Faschs Tode bis zu seinem eignen Ende, mithin mehr als dreißig Jahre hindurch, in guten und in schlimmen Tagen die Singakademie mit sicherer, nie ruhender Hand geführt, gefördert und erhalten. Die Pflege dieses Vereines war ihm eine Herzenssache, sie war im eigentlichen Sinne des Wortes seine Lebensaufgabe, welcher er auch als betagter Greis mit einer bewunderungswürdigen Treue und Ausdauer gedient hat. Kein Wunder daher, daß schon nach einem Verlaufe von 25 Jahren die Singakademie besonders durch Zelters weise Sparsamkeit sich in den Stand gesetzt sah, für ihre Zusammenkünfte und Aufführungen ein eigenes, stattliches Haus, einen festen Wohnsitz zu bauen. Kein Wunder ferner, daß sie schon bei Zelters Lebzeiten 430 treffliche Stimmen zählte und zu einem Orte glücklichster

Freiheit geworden war, „wo vom Fürsten bis zum Handwerker herab unabgeredet eine Gleichheit stattfand, aus der sich jedes Talent erheben durfte.“ Kein Wunder endlich, daß zugleich mit ihrem Ruhme auch ihr Einfluß sich über ganz Deutschland verbreitete und in vielen Städten ähnliche Institute ins Leben rief.

Bald nach Faschs Hinschiede und Zelters Uebernahme der Singakademie gelang es diesem einen Wunsch zur Erfüllung zu bringen, der schon seit Jahren sein Herz erfüllte. Im Beginn des Jahres 1802 unternahm er nämlich eine Reise nach Leipzig und Weimar, wo er in Göthes Hause fünf Tage voll Sonnenschein und Herrlichkeit verbrachte. Welches Glück Zelter bei diesem ersten Zusammentreffen mit dem verehrten Freunde empfand und welche hohe Bedeutung er diesem Ereigniß beilegte, vermögen am besten die Worte darzustellen, womit er den ersten Brief nach seiner Rückkehr beendete. „Ich danke Gott stündlich auf den Knien meines Herzens, daß ich endlich Ihr Angesicht gesehen habe. Die Erinnerung dieser Tage wird nur mit meinem Gedächtnisse aufhören. Ein neuer Geist ist in mir durch die Berührung erweckt und wenn ich je etwas hervorgebracht oder hervorbringe, das der Musen würdig ist, so weiß ich, daß es Gabe ist und woher sie kommt.“ Aber auch Göthe erfüllte ein gleiches Gefühl des Dankes für das viele Gute, das Zelter den Weimarer Freunden gebracht und zurückgelassen hatte. „Der Sämann, so heißt es unter anderm in Göthes Antwort, wenn er gesät hat, entfernt sich und läßt die Saat keimen. Schade, daß Sie nicht sehen können, wie manches Gute aufgeht, was Sie unter uns ausgestreut haben“.

Unter mancherlei musikalischen Arbeiten und Uebungen, sowie in gewohnter Handwerks thätigkeit verfloßen hierauf die nächsten Jahre. Das Jahr 1806 rückte allmählig heran und mit ihm tauchten in den Gemüthern kriegerische Gerüchte und Besorgnisse auf, die mit ungeahnter Schnelligkeit eine fürchterliche Verwüstung fanden.

Da, am siebzehnten Merz 1806, traf Zeltern und traf den

glücklichen Gatten und traf den Vater von elf Kindern plötzlich und unvermuthet der erste von vielen harten Schlägen, der Verlust seiner lebenswürdigen, geliebten Frau. Voll der tiefsten Trauer und der schmerzlichsten Betrübniß, gebeugt aber nicht gebrochen, schrieb er an drei auf einander folgenden Tagen drei Briefe an seinen Freund in Weimar, um die durch den traurigen Fall zerstreuten Gedanken nach und nach wieder zu sammeln. „Wie ich es anfangen, so lesen wir in dem ersten Berichte, und wie ich es tragen werde, weiß ich noch nicht; ich bin nun wieder allein und hoffe.“ Und am folgenden Tage schreibt Zelter: „Ich bin gesund und werde auch wieder zu Kräften kommen, wenn nur die nächsten harten Tage vorüber sind, in denen jeder neue Augenblick mich meinem tiefen Schmerze übergiebt, den ich liebe als ob er heilsam wäre.“ Den dritten Brief endlich beginnt er mit den rührenden Worten: „Ich bin wie ein gespaltenener Baum. Die schöne Hälfte, die Sommerseite ist mir abgetrennt und gegen diese wirkt nun alles an, was schmerzhaft ist.“ Darauf beschreibt er dem theilnehmenden Freunde die mächtige, wohlthuende süße Stimme seiner Gattinn, „aus deren Munde rührend und erleichternd das reine Herz wie eine frische, stärkende Luft hervorströmte.“

Noch beweinte Zelter den Tod der süßen Begleiterinn seines Lebens, als nach dem ungünstigen Ausgang der Schlacht bei Jena (14. Oktober 1806) die Zertrümmerung der preussischen Monarchie und der demüthigende Fall des Vaterlandes neues schweres Unglück herbeiführten. Statt der Gattinn sah er jetzt den fremden Feind in seinem Hause walten und zu dem Schmerze über die Herabwürdigung des Vaterlandes, zu den vielen Sorgen eines großen Haushaltes gesellte sich noch die Verpflegung zahlreicher Einquartierung. In so trüber Zeit, wo auch das Handwerk keinen Unterhalt mehr gewährte, hielt den vielgeprüften Mann die innige Theilnahme vieler Freunde, besonders Göthes, hielt ihn die kräftige und energische Natur und die Stärke seines Charakters, hielt ihn endlich vor allem eine unermüdlche angestrengte Thätigkeit aufrecht.

Zwei Jahre hindurch ernährte Zelter, da das Gewerbe darnieder lag, sich und seine Familie nur durch Musikunterricht und einige öffentliche Konzerte. Hatte er sich den Tag über durch viele Stunden ermüdet, so suchte er die Nacht durch erquicklichere Arbeiten zu erheitern. In diesen Stunden entstand die mehrfach erwähnte Selbstbiographie, die uns bis zum Tode Faschs die Schicksale ihres Verfassers in so gemüthlicher Erzählungsweise und mit so natürlichem Humor vorführt, daß wohl kein Leser die nothvollen Augenblicke ahnt, denen sie ihren Ursprung verdankt. Wie Zelters Wille selbst in den härtesten Prüfungen nicht wankte, so wuchs unter dem Drucke äußerer Verhältnisse die Spannkraft seines Geistes. Als daher nach kurzer Unterbrechung die Versammlungen der Singakademie wieder begonnen, da überraschte er seine liebevoll ergebenden Freunde mit einem Oratorium, Christi Auferstehung und Himmelfahrt, wozu ebenfalls die langen, schlaflosen Nächte weniger Monate die Zeit hatten hergeben müssen. Am Auferstehungstage des Jahres 1807 gelangte Zelters Werk zur Aufführung, über deren Erfolg der Komponist selbst seinem Freunde also berichtete: „Meine Musik ist beifällig, sogar von unsern Gästen, aufgenommen worden und ich habe damit achthundert Thaler verdient, mit denen ich meine Schulden bezahle und neuen Credit etablire.“

Sinen Beweis für die Gediegenheit dieses freilich wenig bekannten Oratoriums dürfen wir gewiß darin erblicken, daß es sieben Jahre hindurch an demselben Festtage wiederholt wurde und daß vor kurzer Zeit Professor Grell, der jetzige Leiter der Singakademie, das Werk seines Lehrers mit lobenswerther Pietät der unverdienten Vergessenheit entriß.

Die glückliche Stimmung und das frohe Bewußtsein, welches durch die günstige Aufnahme der Auferstehungskantate war erweckt worden, geleitete Zelter auch in die nächstfolgenden Jahre und erfüllte ihn mit neuer Lust zum Schaffen. Denn das Leide der Prüfungstage hatte seinen Willen befestigt und seine Kraft vergrößert, und wenn auch immer noch viele häusliche Sorgen

auf ihm lasteten, so blickte er doch im Vertrauen auf Gottes Beistand und die ihm verliehene geistige Begabung mit ungebrochenem, wahrhaft männlichem Muthe in die Zukunft. „Ich kann einmal nicht begreifen, so schreibt Zelter im Frühling des Jahres 1808, wie etwas rechtes geschehen könne ohne Opfer, und daß vielmehr alle eitle Treiberei zum Gegentheil dessen führen muß, was wünschenswertig scheint. Mit diesen Gedanken lege ich mich auf mein einsames Lager und stehe am frühen Morgen damit auf; ja ich erhole mich daran von den mühseligen, nothvollen Tagen der letzten achtzehn Monate, und daher bin ich nicht verfunken, wie es manche sind, und heute stehe ich noch auf meinen Füßen und denke ernstlich mich darauf zu erhalten.“

Dieselbe Gesinnung, die uns aus den vorstehenden Worten entgegentritt, gab Zeltern denn auch die Freudigkeit, in einer Zeit, „wo noch des Feindes Macht und Hohn pressend drückte Volk und Thron“, die erste deutsche Liedertafel zu gründen und so eine Vereinigung von begeisterten Jüngern der Kunst ins Leben zu rufen, die im Liedergesange Trost und Stärkung, sowie im gesellschaftlichen Verkehre Anregung und fröhlichen Genuß suchten. Wie die Singakademie, so hat Zelter auch diesen Verein, von dessen Entstehung und Fortgang wir im dritten Abschnitte dieser Blätter ausführlicher zu berichten gedenken, mit treuer Liebe bis an sein Ende gepflegt und geleitet. Gehoben und getragen durch die ebenso lebendige als ermunternde Theilnahme Göthes an dieser dem heitersten Frohsinne geweihten Vereinigung, hat Zelter für seine Liedertafel im Laufe zweier Jahrzehnte eine Reihe der vorzüglichsten Männergesänge geschaffen. Originell und kräftig sind sie gewürzt mit einem durchschlagenden Humor, der Zeltern nie verläßt und „oft hinter der Maske großen, auch wohl gelehrten, schwerfälligen Ernstes so recht vom Herzen ins Herz lacht.“

So mehr der heitern Seite der Kunst zugewandt, bildete Zelters Stiftung gewissermaßen die Rehrseite und die nothwendige Ergänzung zu der mit ihr in inniger Verbindung stehenden Singakademie, in welcher der feierlichste Ernst seinen Wohnsitz

hatte. Wie diese, fand auch die Liedertafel, obschon sie nicht an die Oeffentlichkeit trat, binnen kurzer Zeit in vielen Städten des nördlichen Deutschlands Anklang und Nachahmung. Schon nach wenigen Jahren konnte daher Zelter von Köln aus, wohin ihn eine größere Reise geführt, mit freudiger Genugthuung an Göthe die Worte schreiben: „Wo ich hinkomme, bin ich jetzt zu Hause; denn überall finde ich Singgesellschaften und Liedertafeln, die mich hätscheln.“

Aber wie uns aus den düstern Tagen von 1808 die Gründung der Liedertafel als ein bedeutungsvoller Lichtpunkt entgegentritt, so ist auch das folgende Jahr durch ein wichtiges Ereigniß bezeichnet, das Zelter nicht nur der drückendsten Sorgen enthob, sondern auch seinem Wirkungskreise eine gewaltige Ausdehnung gab. Es ist dies Zelters Ernennung zum Professor der Musik an der Akademie der Künste. Diese Anstellung verdankte Zelter besonders dem Wohlwollen des damaligen Kultusministers Wilhelm von Humboldt und hatte eine um so größere Bedeutung, als damit die Einverleibung der Musik unter die akademischen Künste verbunden war, wonach er schon in frühern Jahren, wiewohl ohne Erfolg, mit aller Kraft gerungen hatte. Freilich war mit diesem Amte die Brücke zum Gewerbe, das er schon so gut als niedergelegt hatte, vollends abgebrochen, und mit freudigem Herzen schrieb er daher nach Weimar: „Nun wäre ich in meinem Elemente und will sehen, was uns noch in unsern Jahren und Zeiten wird gelingen wollen.“

Von nun an entwickelte Zelter neben seinen bisherigen, ihm lieb gewordenen Beschäftigungen auch eine amtliche Thätigkeit von so ungeheurem Umfange, daß schon allein die außerordentliche Arbeitsamkeit uns mit Hochachtung und Bewunderung gegen diesen Mann erfüllen muß. Tausende von Schriftstücken finden sich noch ungedruckt in seinem Nachlasse, und wohl giebt es keinen Theil seiner Kunst, den er nicht bearbeitet hätte. Sein Verdienst ist es vorzüglich, daß nunmehr der Staat, der bisher die musikalische Kunst möglichst stiefmütterlich behandelt hatte, das Stu-

bium der Musik regelte und gleich den bildenden Künsten durch Stipendien und andere Vergünstigungen unterstützte. Bei dem hervorragenden Einflusse, den Zelter auf seine vorgeordnete Behörde ausübte, und bei dem Vertrauen, welches sein ehrenhafter Charakter genoss, war er gleichsam ein musikalischer Censor geworden, dem nicht nur alle die Kunst betreffenden Gutachten an das Ministerium des Unterrichts, sondern auch die Prüfungen der Organisten, die Orgelvisitationen und die Würdigung der Unterstützungsgesuche oblagen, was alles eine Menge von schriftlichen Arbeiten erforderte.

Nach der Stiftung der Universität wußte Zelter auch die studierende Jugend Berlins, zu welcher er sich mit Macht hingezogen fühlte, für die Kunst zu begeistern und wirkte auch da als Lehrer des Gesanges mit eben so viel Freude als Erfolg. Als Beleg aber für die Vortrefflichkeit seiner Lehrmethode mag es genügen, unter den vielen berühmt gewordenen Schülern einen einzigen, den Liebling Zelters, zu erwähnen: Felix Mendelssohn.

So finden wir denn also Zelter als Komponisten und Dirigenten, als Lehrer und Schriftsteller, als Kritiker und Ministerialreferenten in einem Wirkungskreise, wie er wohl nie einem Musiker zu Theil geworden ist. Seiner Kunst eine bleibende Stätte zu bereiten, das war das Endziel seiner staunenswerthen Thätigkeit und der höchste und letzte Wunsch, welchen er mit der seltensten Energie verwirklicht hat.

Mehrere Jahre verfloßen so unter angestrengtester Arbeit; doch mit frohem Muthe konnte Zelter in Folge der Erhöhung seines Gehaltes in die Zukunft blicken. Aber schon das Jahr 1812 brachte dem trefflichen Manne eine neue Prüfung. In der Nacht vom 13. auf den 14. November erschloß sich aus Liebesgram Zelters ältester Sohn, dem er sein Gewerbe bereits abgetreten hatte. Dieser Schlag erschütterte den 54 Jahre alten Vater bis ins tiefste Herz. In einem fast spartanischen Briefe ohne Klage, doch voll des herbsten Schmerzes, berichtete Zelter das Ereigniß seinem Freunde, der den Verstorbenen persönlich

gekannt hatte, und bat denselben um ein heilendes Wort. Auf diese Mittheilung folgte eine schnelle Antwort, die Zelter wie einen Schicksalsbruder mit dem vertraulichsten Du anredete. Gehoben durch diesen mächtigen Trostgewinn, ergoß er den Dank seiner übergelassenen Brust in folgende Worte: „So hat mein tiefes Leid, das mich so unselig von aller Welt abbog, mir Ihr Vertrauen verdoppelt, indem Sie mir ein Bruderherz offen zeigen; so habe ich gewonnen, indem ich verlor und den Verlust kaum zu überwinden glaubte; so regt sich das Leben gewaltsam menschlich in mir wieder auf und ich will's gern gestehen: ich habe mich wieder gefreut!“

Doch je lebendiger, gehaltvoller und vertraulicher von diesem Zeitpunkte an der Briefwechsel zwischen den beiden Freunden wurde, desto mehr empfand Zelter ein Sehnen nach Ruhe und eine Neigung, den Blick nach innen zu wenden und sich den Wogen des äußern-Lebens abzuwenden. Vor allem hatten die immer inniger werdenden Beziehungen zu Göthe, sowie der rege Verkehr mit den großen Gelehrten und Denkern der aufblühenden Universität in ihm das Bedürfnis geweckt, in seiner allgemeinen Bildung fortzuschreiten, woran ihn bisher sein vielbewegtes Leben gehindert hatte. Dieses ununterbrochene Arbeiten an sich selbst, das Streben nach Ausbreitung seines Wissens und nach Schärfung des Urtheils ist es auch, was ganz besonders die letzten 20 Lebensjahre Zelters charakterisirt. Ohne bedeutendere Ereignisse und ohne folgenschwere Thatfachen flossen seine Tage still und ruhig dahin, nur selten wurde der geregelte Gang seiner Amtsthätigkeit von musikalischen Inspektionsreisen unterbrochen. Mehr und mehr zog sich Zelter von den Geschäften zurück und widmete seine Zeit fast ausschließlich der geliebten Singakademie und dem geistigen Verkehre mit Göthe und einer Reihe der hervorragendsten Männer seiner Zeit. Dabei erfreute er sich bis zu seinen letzten Tagen nicht nur einer fast jugendlichen Frische des Geistes, sondern auch einer seltenen Gesundheit des Körpers.



So traf den noch rüstigen Greis die überwältigende Nachricht von dem am 22. Merz erfolgten Tode seines treuen Freundes. An demselben Tage hatte Zelter voll Heiterkeit und mit ungetrübtem Humor seinen letzten Brief an Göthe geschrieben. Hören wir, mit welchen Worten er die Trauerkunde aus Weimar erwiderte: „Was zu erwarten, zu fürchten war, mußte ja kommen. Die Stunde hat geschlagen. Wie er dahingeng vor mir, so rück' ich ihm nun täglich näher und werd' ihn einholen, den holden Frieden zu verewigen, der so viel Jahre nach einander den Raum von 36 Meilen zwischen uns erheitert und belebt hat. Ich bin wie eine Wittwe, die ihren Mann verliert, ihren Herrn und Versorger! Und doch darf ich nicht trauern; ich muß erstaunen über den Reichthum, den er mir gebracht hat.“

Mit Göthes Hinschied schlug auch der erste Schlag zu Zelters letzter Lebensstunde. Der Tod des Freundes brach plötzlich seine Kraft und schon nach wenigen Wochen erfüllte sich der oft ausgesprochene Wunsch Zelters, bereinst seinem Freunde folgen zu können. Am Morgen des 15. Mai 1832 beschloß er nach kurzer Krankheit sein edles, thätiges Leben. „So lange die Kunst,“ sprach Schleiermacher am Sarge des auch ihm theuren Freundes, „kunstliebende Menschen in begeisterter Frömmigkeit vereinen wird, so lange wird Zelter leben. Mit diesem Bewußtsein ist er aus dem Leben geschieden, anerkannt von der Liebe und Treue aller, die ihn kannten und in den Bereich seiner Wirksamkeit traten.“

In dankbarer Liebe hat die Singakademie Zelters Grab mit einem Denkmale geschmückt; auch feiert sie bis heute noch alljährlich den Geburts- und Sterbetag des Meisters, dem sie ihren Ruhm und ihre Blüthe verdankt.

Zelter war eine kräftige, ächt deutsche Natur. Wie das Naive, das Volksmäßige, das Originelle und Humoristische seine Kompositionen kennzeichnen, so gieng er auch im Leben gerade und ehrlich auf die Dinge los, sah überall mit reinem Blick und sagte ohne viel Federlesens seine Meinung heraus. Der Grund-

zug seines Wesens war eine Geradheit und eine Wahrhaftigkeit, die mit seiner imposanten Persönlichkeit und seiner lakonisch energischen Art übereinstimmte, auch wenn sie bisweilen in Verbitterung übergehen mochte. In seinem Urtheil war Zelter scharf und entschieden, aber nie keiblos; doch lag gerade in diesem Charakterzuge der Keim jener Schroffheit, die Zelter in den Ruf der Grobheit gebracht hat. Uebelwollende, die seine unendliche Herzengüte übersahen, nannten ihn den groben Diktator der Singakademie.

Allem Schönen und Erhabenen brachte Zelter einen offenen Sinn entgegen. Naturwüchsig und kindlich von Gemüth, verband er mit wenig äußerem Ausdrucke einen großen innern Reichthum und mit der trockensten Ernsthaftigkeit einen oft schlagenden Witz. Ihm war die ächte Mischung von Milde und Strenge eigen, die eben „den guten Klang“ giebt. Wie er über andere richtig und ohne Umschweif urtheilte, so auch über sich selbst, fern von kleinlicher Eitelkeit und aufgeblasenem Stolz, fern aber auch von falscher Bescheidenheit und unwürdiger Selbsterniedrigung.

Die treue, unbefangene und offene Natur war es, die außer der Musik auf Göthe die größte Anziehungskraft ausübte. Dem Dichter selbst in vielen Zügen ähnlich, war Zelter doch unterschieden genug, um die Reibung möglich zu machen, ohne die ein dauerndes Verhältniß nicht gedeiht. Der vertraute Umgang mit dem bewunderten Dichter hatte auf Zelters ganzes Wesen einen überaus wohlthätigen, mildernden Einfluß und er erreichte dadurch, wie Göthe selbst bezeugt, jene sittliche Ausbildung, die mit der ästhetischen so nahe verwandt, ja ihr verkörpert ist, daß eine ohne die andre zu wechselseitiger Vollkommenheit nicht gedacht werden kann. In seinem Verkehr mit Göthe hat Zelter aber auch den Beweis geleistet, daß er von allen seltenen Gaben die seltenste besaß, die Gabe ein Freund zu sein.

---

### III.

Je mehr wahrer Gesellschaften ein Staat zählt, desto glückseliger ist er zu preisen, weil da kein Staat im Staate ist, wo Liebe in Liebe wohnet.

J. Grimm.

Noch war Berlin von französischen Soldaten besetzt, als am Morgen des 9. Mai 1808 Zelter — er stand im 50. Lebensjahre — seinem dichterischen Freunde **Wilhelm Bornemann** eröffnete, daß er einen „gesanglichen Tischverein“ zu stiften beabsichtige. Dieser in seinen Folgen bedeutende Plan verdankte seine Entstehung folgenden Umständen, welche der Erwähnung nicht unwerth scheinen.

Ein Freund Zelters, **Otto Grell**<sup>1)</sup>, ausgezeichnet durch seine musikalischen Talente und insbesondere durch die zarteste, seelenvollste Tenorstimme, hatte nämlich einen Ruf nach Wien in die berühmte Kapelle des Fürsten Esterhazy erhalten und angenommen. Da beschloß die Singakademie, deren Mitglied er war, ihrem „lieblichen Sänger“ am Vorabend der Abreise und des oben genannten Tages ein feierliches Abschiedsmahl zu veranstalten und es bei diesem Anlasse an frohsinnigen Tafelliedern nicht fehlen zu lassen. Bornemann schuf einen Cyklus von Liedern und Zelter wollte mit einigen gleichgesinnten Freunden, wie **Friedrich Flemming**, **Ludwig Hellwig** und **Friedrich Wollant**, versuchen, dieselben für geübte Männerstimmen in Musik zu setzen. Da nun aber Zelter damals die tonfeste Durchführung

---

<sup>1)</sup> Grell starb 1830; einer seiner Freunde widmete ihm folgenden Nachruf:

Wer könnte, Lieblicher, von dir heut schweigen,  
Vergessen deines Mundes Zauberklang!  
Noch schwelgt die Brust in Tönen, dir nur eigen,  
Noch hallt im Ohr dein seelenvoller Sang:  
Jungfräuliche Hebe! mit Nektar bezahle  
Die Schuld deinem Sänger aus goldnem Pokale.

eines nur von Männerstimmen, ohne Instrumentalbegleitung vorgetragenen Gesanges für unmöglich hielt, so kam man überein, um das nach seiner Meinung unausbleibliche Herabsinken zu vermeiden, die unterstützenden Klänge des Flügels dabei nicht fehlen zu lassen.

Allein in dem übertoll besetzten Saale konnte bei der Abschiedsfeier für die Aufstellung des Instrumentes kein Raum gefunden werden; man holte daher die Gitarre, welche stellvertretend aushelfen sollte. Aber als kräftig und frisch die Männerstimmen einsetzten, verschwand das ärmliche Geklimper in den Massen, welche sich goldbrein tonfest hielten und man überzeugte sich von der Entbehrlichkeit der Instrumentalbegleitung.

Dieser heitere, mit Freunden unter mancherlei Gesängen verbrachte Abend hatte Zelters an die aus den Sagen des Mittelalters bekannte Tafelrunde des brittischen Königs Artus erinnert,

Wo die Sänger, wo die Ritter  
Tafelnd rührten Harf und Lirthe,  
Preisend sangen Lieb' und Wein  
Und die Becher klangen drein.

Dies alte Sängertwesen wollte Zelter wiedererwecken; darum sollte auch die neue Schöpfung **Liedertafel** genannt und fröhliche Lieder voll Kern und Kraft für sie geschaffen werden.

Schmücken sollen Melodien,  
Reich an edlen Harmonien  
Aus dem Innersten erglüht  
Schön und herrlich unser Lied.  
Ausgehn über deutsche Gauen  
Soll von uns ein guter Klang,  
Weit und breit sich auferbauen  
Herzerguidender Gesang.

Erst im Dezember 1808, also nach monatelanger, reislicher Erbauung versammelte sich Zelters **Liedertafel** zum ersten Male.

Nach und nach — denn die seltsame Benennung hatte viele Stufen gemacht — waren vierundzwanzig Mitglieder der Singakademie dem neuen Vereine beigetreten, von welchem nun Zelter zum „Meister“, Bornemann, der Dichter, zum „Tafelmeister“ gewählt wurde. Endlich wurde zur eigentlichen Stiftung der 24. Januar 1809 anberaumt und an diesem Tage die erste Festfeier abgehalten.

Die Mitglieder der Liedertafel mußten alle auch jenem oft genannten Vereine für gemischten Gesang angehören. <sup>1)</sup> Sie vereinigten sich fortan alle vier Wochen, und zwar fand die Versammlung jeweilen am Dienstag vor oder nach Vollmond statt, <sup>2)</sup> weil es damals, wie ausdrücklich berichtet wird, mit der nächsten Beleuchtung Berlins noch gar übel stand, und wohl mehr noch, weil die Mitglieder, die erst in später Stunde vom Weine sich zu trennen pflegten, der erhellenden Strahlen des Mondes bedürfen mochten.

Gleichwie nun aber den Zusammenkünften jener ritterlichen Tafelrunder, von denen die mittelalterlichen Sagen so viel zu berichten wissen, auch des Königs Artus schöne Gemahlinn mit ihren Frauen beizuwohnen pflegte, so wurde auch von Seiten der Liedertafel einmal im Jahre eine gastliche Fraueneinladung beliebt. Auch fehlte es besonders bei frohen Ereignissen nicht an zahlreichen Ehrengästen (freien Mitgliedern, würden wir jetzt sagen), denen man die Liedertexte, welche gesungen wurden, gedruckt auszuthellen pflegte.

<sup>1)</sup> In spätern Jahren wurde, um wenigstens den Anmeldungen aus der Singakademie möglichst entgegenzukommen, die Zahl der Mitglieder auf dreißig erhöht, jedoch mit Verfassung des Wahlrechtes bis zum Eintritt in die Urzahl der Vierundzwanzig und mit Festsetzung eines Aufnahmegebühres von zehn Thalern zur Bestreitung der Ausgaben.

<sup>2)</sup> Mit Bezug hierauf heißt es daher in einem oft gesungenen Liede:

Laßt euch traulich sagen,	Rehrt der Vollmond wieder
Das gesagt muß sein,	Mit versüngtem Glanz,
Es will zwölfe schlagen,	Flechten frohe Lieder,
Mitternacht bricht ein.	Sich zu neuem Kranz.

Ueber die innere Organisation der Liedertafel, welche später freilich vielfach mag modifiziert worden sein, geben uns in erwünschtester Weise einige Briefe Zelters, an seinen Freund Göthe ebenso eingehende als ergötzliche Auskunft. Die erste Kunde von der Gründung des neuen Vereines erhielt Göthe in einem Schreiben vom 26. Dezember 1808, worin Zelter folgendes berichtet: „Eine Gesellschaft von 25 Männern, von denen der fünf- und zwanzigste der gewählte Meister ist, versammelt sich monatlich einmal bei einem Abendessen von zwei Gerichten und vergnügt sich an gefälligen, deutschen Gesängen. Die Mitglieder müssen entweder Sänger, Dichter oder Komponisten sein. Wer ein neues Lied gedichtet oder komponiert hat, liest oder singt solches an der Tafel vor oder läßt es singen. Hat es Beifall, so geht eine Büchse an der Tafel umher, worin jeder (wenn ihm das Lied gefällt) nach seinem Gefallen einen Groschen oder mehr hineinthat. An der Tafel wird die Büchse ausgezählt; findet sich soviel darinnen, daß eine silberne Medaille, einen guten Thaler an Werth, davon bezahlt werden kann, so reicht der Meister im Namen der Liedertafel dem Preisnehmer die Medaille, es wird die Gesundheit des Dichters oder Komponisten getrunken und über die Schönheit des Liedes gesprochen. Kann ein Mitglied zwölf silberne Medaillen vorzeigen, so wird er auf Kosten der Gesellschaft einmal bewirthet, ihm ein Kranz aufgesetzt; er kann sich den Wein fordern, welchen er will und erhält eine goldene Medaille fünf und zwanzig Thaler an Werth. Das Uebrige besagt der Plan, welcher eben jetzt cirkulirt. Wer etwas Compromittierendes ausplaudert, was einem Mitgliede oder der Tafel zuwider ist, zahlt Strafe. Satirische Lieder auf Personen werden nicht gesungen. Jeder hat volle Freiheit zu sein, wie er ist, wenn er nur liberal ist. Gesetze dürfen nur zwölf sein; drunter geht an, drüber nicht.“<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Zelter war überhaupt kein Freund der Statuten und Statutenentwürfe. „Zum Berge hinauf, pflegte er zu sagen, hängt man keine Gemüthsruhe

Welches gedeihlichen Fortganges der junge Verein sich zu erfreuen hatte, wird ganz besonders aus einem Briefe vom 4. April 1810 ersichtlich, worin Zelter an Göthe also schreibt:

„Ihr Interesse an der Liedertafel wird unausbleibliche Früchte tragen. Die kräftigen deutschen Gesänge thun immer mehr erwünschte Wirkung. Statt des hängenden matten Lebens tritt ein munterer gestärkter Sinn hervor, den keiner vorher zu zeigen wagte. Man wird schon fähiger seine Haut zu tragen; der Schritt wird sicherer durch helle Freude. Was Längerei und Wortwesen war, wird entschlossene That und die Langeweile der Freßzirkel, wo nur der Nachbar läuend mit dem Nachbar über Gewerbskrämerei, wo nicht vom Traxe selbst spricht, ist unbekannt, wo alle an Einem hängen, wo Eines für alle gedacht und gemacht ist.

„Wir haben einen ansehnlichen Vorrath von Liedern, doch nur die besten werden beliebt und immerdar solche wiederholt, wo die Sache sich zu einem Ausdrucke und das Wort sich zur That schickt, wo nur gilt was bestehen muß. Die Begier und Ungeduld zum Neuen und immer Neuen verliert sich immer mehr, da es am Neuen nicht fehlt. Das sind lauter gute Aus-sichten.

„Die Freude, daß Sie so bald unsrer wieder gedacht, hat alles belebt. Ihre Gesundheit ist getrunken worden, wie noch keine. Das Nechzellied <sup>1)</sup> ward gefordert, man sang es animierter,

---

an. Leiche, abgesehritten vom Zufluß des Wassers, stagnieren, multern und bringen böse Dämpfe“.

<sup>1)</sup> Mit diesem Titel bezeichnet Zelter jenes bekannte Tafellied Göthes, welches die Ueberschrift Nechenschaft trägt und also beginnt:

Frisk! der Wein soll reichlich fließen!

Nichts Vertrießlichs weh' uns an!

Sage, wilst du mitgenthen,

Haßt du deine Pflicht gethan?

Den Empfang dieses Liedes hatte Zelter mit folgenden Worten verdankt: „Welche Freude mir Ihr Gedicht, für meine Liedertafel, gemacht hat, kann ich mit keinen Worten sagen. Ich habe es schon in

als das vorige Mal, man verstand es heut schon mehr. Zwischen jeder Strophe ward gezecht und gerufen: „Es lebe die Pflicht! und die letzte Strophe mit berber Entschlossenheit wiederholt.“

Erfreut über diesen günstigen Bericht und dankbar für den freundlichen Anklang, den sein Beweis der Theilnahme gefunden, antwortete Göthe schon nach wenigen Tagen: „Schreiben Sie mir doch allernächst, was eigentlich für Lieder an Ihrer Tafel am öftesten wiederholt werden, damit ich den Geschmack Ihrer Gäste kennen lerne und erfahre, welche Art Poesie ihnen am meisten ohret. Wenn man das weiß, so kann man den Freunden allerlei Spässe machen“.

Nicht lange mußte Göthe auf den gewünschten Bericht warten. Schon am 24. April 1810 schrieb Zelter nach Weimar zurück:

„Da unsre Liedertafel sich offiziell mit Gesang beschäftigt, so muß alles gesungen werden, was von den Mitgliedern auf die Tafel gegeben wird. Das Neueste macht jedesmal den Anfang und was nicht gleich gelingt oder nicht als verstanden erscheint, können Dichter und Komponist, so oft sie es nöthig finden, wiederholt verlangen. Bis daher bin ich besorgt gewesen, daß jedesmal etwas Neues auf die Tafel kam; ja wir hatten des Neuen vieles.“

„Der Gesang hat das Eigene, die Unterhaltung zu sammeln und an einem Gegenstande festzuhalten. Daraus entsteht gar oft die Erinnerung an eine Stelle eines schon beliebten Gedichtes, welches denn dazwischen verlangt und sogleich gesungen wird. So wird ein Lied erst ordentlich ergriffen und als Beleg zum Leben genommen, welches durch das verfluchte Lesen, wie ein todttes Kapital im Buche steckte und stecken blieb.“

---

Mußt gesetzt. Das sollen Sie mir wie Tabak schnupfen und wie Senf aufs Essen kriegen, und von guten Früchten, die es tragen wird, sollen Sie, mein Freund, Ihren würdigen Antheil bekommen. Denn ein Paar wackere Burschen sind unter uns, die Lust haben an guter Lehre“.



„Die Lieder, welche auf diese Art von selber am öftesten herantreten, sind: das Bundeslied („In allen guten Stunden“), die Generalbeichte („Lasset heut im edlen Kreis“), <sup>1)</sup> Herr Urian („Wenn jemand eine Reise thut“), „Freude, schöner Gotterfunken“, Bossens Trommellied („Wie hehr im Glase blinket“), „Ein Musikant wollt fröhlich sein“, aus dem zweiten Theile des Wunderhorns; ein altes lateinisches Lied nach dem Suetonius: <sup>2)</sup>, welches mit den Worten beginnt: „Gallias Cæsar subegit.“ Dieses letzte Stück wird, in zwei Chören, trefflich gesungen und Geh. Rath Fr. Aug. Wolf, der das Gedicht gab, scheint mit der metrischen Behandlung zufrieden. Es wird mehrentheils sechs bis acht Mal wiederholt, weil alle ihre Lust dabei haben, wie das Metrum gar wunderbar einschlägt.“

Den vorstehenden Auszügen aus Zelters Briefen glaube ich zur Ergänzung und Vervollständigung des Bildes noch ein Lied anschließen zu sollen, das sprechender, als ich es vermag, von dem Geiste Kenntniß giebt, der bei den Zusammenkünften der Liedertafel zu walten pflegte.

So oft der Vollmond sich erneut,  
Sind wir versammelt hier,  
Dem Frohsinn männiglich geweiht  
Und schlagen frisch der bösen Zeit  
Ein Schnippchen vor der Thür.

<sup>1)</sup> In einem andern Briefe an Göthe berichtet Zelter über dieses Lied folgendes: „Die Generalbeichte wird unter uns mit großer Buffertigkeit gesungen. Der Großkanzler Beyme hat sich lezt hin so mächtig daran erfreut, daß er mir sechs Flaschen Johannisberger am folgenden Tage sandte, die ich auf Ihre Gesundheit verzehre. Das, denke ich, soll helfen.“

<sup>2)</sup> Diese Spottverse auf Iulius Cæsar stehen bei Suetonius 1, 49 und werden dort mit folgenden Worten eingeführt: Gallico triumpho militis eius (Cæsaris) inter cetera carmina, qualia currum prosequentes loculariter canunt, etiam illud vulgatissimum pronuntiant. Zelter betitelt sein Lied *Cantus martialis*.

Zwei Schüsseln bei Gesang und Wein  
Heißt unser Tischgesetz.

Drum lehrt die Muse gern uns ein,  
Sie rastet nicht bei Schwelgerein  
Und thörllichem Geschwäg.

Des Bechers freundlich heller Klang  
Begleitet unsern Chor.

Hoch schwingt aus frohem Herzensdrang  
Das muntre Lied, der Kundgesang  
Harmonisch sich empor.

Wir treiben mit des Nächsten Ehr'  
Und Mängeln keinen Spott.  
Braubt Scherz und Muthwill auch daher,  
Wir dulden keinen Lasterer,  
Das weiß der liebe Gott.

Zwei Schüsseln bei Gesang und Wein  
Zum klingenden Pokal;  
Und wer mit uns will fröhlich sein,  
Den Freund, wir laden gern ihn ein  
Zu unserm Sängermahl.

Nicht minder ansprechend und noch deutlicher und farbenvoller ist das Bild, welches wir von dem gesammten Leben und Weben der Berliner Liedertafel, von dem herrlich frischen und künstlerisch belebten Treiben dieses Vereines gewinnen, wenn wir die 66 Lieder durchgehen, welche in einer langen Reihe von Jahren der oben erwähnte Tafelmeister Wilhelm Bornemann für seine komponierenden Vereinsgenossen gedichtet hat.

Als hochbetagter Greis von 84 Jahren, ohne die Kraft zu gehen, ohne die Kraft zu sehen, und allein übrig geblieben von den in die Ewigkeit vorangegangenen Freunden und Zeitgenossen, hat derselbe im Jahre 1851, zwei Monate bevor auch ihn der Tod hinwegführte, seine für die Liedertafel bestimmten Lieder veröffentlicht: eine Sammlung, bescheiden zwar, aber um so kostbarer und willkommener, je spärlicher sonst die Nachrichten

über den Verein fließen, dem er so lange als ein hingebendes Mitglied angehörte.

Es würde die Grenzen, die meinen Mittheilungen gezogen sind, weit überschreiten, wollte ich all das Köstliche, vom schönsten Humor Gewürzte vorführen, was das kleine Büchlein enthält. Nur einige von den Hauptliedern der Berliner Liedertafel und die anziehendsten, am meisten charakteristischen Züge, welche man daraus für die nähere Kenntniß des in ihr waltenden Geistes entnehmen kann, mögen hier noch hervorgehoben werden.

Unter den ersten zwölf Männergesängen, mit deren Composition sich Zelter nach dem oben erwähnten Abschiedsmahle sofort im Stillen beschäftigt hatte, führte ein Lied, „die Fuge“ betitelt, den Reigen. Von den vier Strophen des Gedichtes bilden die zwei ersten ein Volkslied aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts<sup>1)</sup>; die beiden letzten sind von Bornemann erst im Jahre 1810, wie er selbst scherzweise sagt, „nach alter im Volksmunde noch lebender Sage“ hinzugegedichtet worden und so lautet nun das köstliche Lied also:

Ein Musikant wollt fröhlich sein,  
Es thät ihm wohl gelingen,  
Er saß bei einem guten Wein,  
Da wollt er lustig singen.  
Bekannt ist weit und breit der Wein,  
Gewachsen hin und her am Rhein,  
Macht fröhlich modulieren,  
Thut auch illuminieren.

Davon seht er ein Liedlein klein,  
Das thät er wohl betrachten,  
Und mischet gute Fugen ein,  
Niemand konnts ihm verachten.

<sup>1)</sup> Vgl. Hoffmann von Fallersleben, die deutschen Gesellschaftslieder 2, 203. Zelter pflegte dieses Lied die „Wunderhornsfuge“ zu nennen, weil er dasselbe aus des Knaben Wunderhorn entnommen hatte, auf welches Buch er durch Göthe war aufmerksam gemacht worden.

Er gedächt in dem Gemüthe sein:  
Es, wären tausend Kronen mein  
Und alle Jahr ein Fuder Wein!  
Das könnten gute Fugen sein.

Der Kaiser hoch vergnüget ward,  
Als er das Lied thät hören;  
Er schwur bei seinem Kaiserbart,  
Die Bitte zu gewähren.  
Der Kaiser schrieb ein Brieflein fein,  
Da legt er tausend Kronen ein,  
Ein Fuder Wein zog hindendrein —  
Das laß ich mir ein'n Kaiser' sein!

Der Musikant schenkt lustig ein,  
Den süßen Saft zu nippen;  
Es floß so feurig wie der Wein  
Das Lied von seinen Lippen.  
So sang er frei von Sorg und Noth,  
Vom Morgen bis zum Abendroth;  
Doch heuer geht die Kunst nach Brot,  
Der gute Kaiser — der ist todt!

Der vortreffliche Vortrag des einleitenden Solos, welches von Ludwig Hellwig <sup>1)</sup> gesungen zu werden pflegte, sowie das überraschende Einschlagen des fugierten Chores förderte nicht wenig die allgemeine Freude an diesem Liede des Meisters und ein da capo blieb niemals aus. Ja, als einmal Zelter die Absicht aussprach, einige hervorragende, befreundete Männer wie

---

<sup>1)</sup> In einem Liede auf die dahingeschiedenen Mitglieder der Liedertafel heißt es über diesen 1839 gestorbenen Sänger:

Wer sagt's? — beglückt wie du mit Tonkunstgaben,  
Ob mehr dein Saitenspiel, mehr dein Gesang,  
Gleich seelenfroh das Herz, das Ohr zu laben  
Mit Lorbeerzweigen deine Stirn umschlang?  
Wohl führet noch Wunderhornesfuge den Reigen,  
Doch keinem noch machte dein Vortrag sich eigen!

Arnim, Kleist, Brentano und Fr. Aug. Wolf als Gäste einzuführen, fügte er die Worte bei: „Die sollen mal Augen reißen, wenn sie meine Fuge hören!“ So begab es sich denn auch und ein endloser, stürmischer Beifall brach aus.

Wie das eben besprochene Lied, so waren auch die übrigen drei- und vierstimmigen Männergesänge Zelters ausgezeichnet durch ihre Kernhaftigkeit und ihre Originalität und so tritt uns denn auch auf diesem Gebiete der Kunst wiederum die Thatsache entgegen, daß er nicht nur ein ehrenfester Maurermeister, sondern auch ein vortrefflicher Liedermeister war, daß er eben so dauerhaft und zweckmäßig und wohlgestaltet aus lebendigen Tönen wie aus todtten Massen bauen und bilden konnte.

Bei weitem am gelungensten sind ohne Zweifel Zelters humoristische Lieder, in denen uns eine durchschlagende Fröhlichkeit entgegentritt und deren Werth wir um so höher anschlagen müssen, je schneller sich sonst gerade an humoristischen Gegenständen die ärmliche Natur zu erkennen giebt. In dieser Gattung steht Zelter unübertroffen da; denn keiner seiner vielen Nachfolger hat gleiches und zugleich mit solchem musikalischen Vollgehalt geliefert. Zum Beweise hiefür brauchen wir nur an einige der bekanntesten Gesänge dieser Art zu erinnern. Vor allen verdient hier Erwähnung das lustige Tafellied auf die bekannten Worte „Sankt Paulus war ein Medicus“ <sup>1)</sup>, welches Zelter — auch ihm, wie seinem Freunde, wurde Glück und Unglück zum Gesang — wenige Tage nach einem Falle auf den Arm (November 1815) unter den größten nächtlichen Schmerzen komponiert hat. Hieher gehören ferner Fr. Försters Frühlingsmusikanten (Es wollt einmal im Königreich der Frühling nicht erscheinen),

<sup>1)</sup> Daß diese Worte, welche in harmlos scherzender Weise auf 1 Timoth. 5, 23 Bezug nehmen, aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammen, also jedenfalls nicht Lessing angehören können, dem sie gewöhnlich beigelegt werden, beweist Hoffmann von Fallersleben, unsre volksthümlichen Lieder S. 116.

Göthes Ergo bibamus (Hier sind wir versammelt zu löblichem Thun) und endlich dessen Versus memoriales (Invocavit wir rufen laut), Lieder, in denen allen die gesunde Natur und der ächte Humor Zelters sich in erquickendster Weise spiegeln.

Ganz besondere Bewunderung gebührt aber auch der reichen Erfindungsgabe, welche der Meister in den verschiedenen Formen seiner Männerchöre beurkundet. Bald überrascht er uns durch altväterische Gänge in kontrapunktischer Manier, welche zu wohlthuendem Scherze gebraucht, drastisch auf eine heitere Stimmung wirken, wie in dem Liede Försters: „So wurden wir gezwickt, gezwackt, getränkt an Ohr und Nasen“; bald bietet er uns eigentliche Chorgesänge, bald Lieder für Einzelstimmen mit einfallendem Chor, wie in der Fischpredigt des heiligen Antonius von Abraham a Sancta Clara, und in der bekannten Romanze „Es war einmal ein König“ aus Göthes Faust; bald läßt er die Tenöre und Bässe mit einander wechseln, wie in dem allbekannten „An Schloffer hot an Gfellen ghat“, bald endlich bringt er einen dreistimmigen Kanon, wie in Göthes „So wälz ich ohne Unterlaß wie St. Diogenes mein Faß“. So weiß Zelter in immer andrer Weise seiner Laune einen künstlerischen Ausdruck zu geben.

In ähnlichem Sinne und Geiste wie der Meister der Tafelrunde wirkten und arbeiteten mit regem Wettelifer auch seine Freunde und Vereinsgenossen, unter denen sich neben den schon erwähnten besonders K. Fr. Kungenhagen, Zelters Nachfolger in der Leitung der Singakademie und der Liedertafel, als Komponist hervorgethan hat. In acht Lieferungen sind die vorzüglichern Lieder dieser Männer, zugleich mit denjenigen Zelters, veröffentlicht worden und viel Erfreuliches und Heiteres ließe sich über die anerkennenswerthen Leistungen der Jünger berichten. Ich beschränke mich jedoch darauf, ein wenig bekanntes Lied hervorzuheben, welches geeignet scheint, zu zeigen, welche Uebereinstimmung zwar nicht der Kraft, wohl aber des Willens die Herde mit ihrem Hirten verband.

Dieses ergögliche Lied enthält einen „frohfinnigen Sängersant“, einen humoristischen Wettstreit zwischen Tenor und Bass. In die Komposition desselben haben sich zwei Vereinsgenossen zum Spasse in der Art getheilt, daß der eine, Fr. Flemming, die herausfordernden Angriffe der Bässe komponierte, während dagegen der andere, Fr. J. Lauska, die witzig abwehrenden Entgegnungen der Tenöre in Musik setzte. Wenige Strophen werden genügen, eine Vorstellung von diesem Scherzgedichte zu geben. Hören wir zuerst, wie die Bässe den Gegner angreifen:

Was leichte Truppen in blutigen Schlachten,  
Das sind die Tenöre im streitenden Chor;  
Zwar ist solches Kriegsvolk nicht ganz zu verachten,  
Doch nimmer ein Feldherr sich viel darum schor.  
Die Bomben, die Mörser, Kanonen, Kartauten  
Eröffnen dem Krieger das Siegesthor.  
Die Bässe, des jüngsten Gerichtes Posaunen,  
Das sind die schweren Batterien im Chor.

Darauf die Tenöre:

Es sind, was die nützlichen Bauern im Lande,  
Die Bässe im ächt musikalischen Reich;  
Die Wohlfahrt zwar lastet auf diesem Stande,  
Seht man ihn auch selten den übrigen gleich.  
Er wühlet stets unten und dienet zum Grunde,  
Und schweben wir höher, wir prahlen nicht drob.  
Drum laßt uns ihn rühmen mit willigem Munde;  
Denn Bauern sind nützlich, doch Bauern sind grob.

Nun schildert der Bass seinen Gegner als „süßlichen Milchbart im Mondscheingewande“ und stellt ihm sein eignes Bild mit folgenden Worten gegenüber:

Mit muthigem Herzen und rüstigen Nieren,  
Das Auge wird nimmer von Thränen ihm naß,  
Er muß in der Woche sich neunmal barbieren:  
Solch mannhafte Wesen, — das ist der Bass.

Und wieder entgegen die Tenöre:

Ein knurrender Alter mit Beutelperrücke  
Und gichtischen Beinen, voll Aerger und Haß,  
Nicht lebend, nicht sterbend, mit Brille und Krücke,  
Ein Schlinger, kein Singer, das ist mir der Baß.

So dauert der Sängerkrieg noch eine Weile fort, bis die Streitenden sich vergleichen und um den Kosten zu entgehen, schließlich vom Prozesse abstehen. Versöhnt vereinen sie sich zuletzt zu folgendem Schlußgesang:

Wir geben uns freundlich und friedsam die Hände,  
So nahen Verwandten geizmet kein Reid;  
Vereint euch, ihr Stimmen, der Bank hat ein Ende,  
Es war nur des Frohsinns muthwilliger Streit.

Wie dieses Gedicht und die früher erwähnten Lieder, so zeugen noch manche andere von dem heiteren Frohsinn und der ungetrübten Laune, die in Zelters Sängerkreis ihre Wohnstätte hatten. Neben mancherlei heiteren Trinkliedern begegnen uns harmlos neckende Schwänke und auf Grüße an Ehrengäste, an neue oder an scheidende Freunde folgen Scherze auf den Geburtstag des verehrten Meisters. Bald wird der Frühling gepriesen und die verjüngte Natur, bald erschallt das begeisterte Lied zur Verherrlichung der Frauen, die das Sängermahl schmücken; bald rauscht in kräftigen Akkorden der Männergesang daher, bald endlich erklingt dazwischen in reicheren Weisen der gemischte Chor.

So sehr nun aber auch das heitere Treiben künstlerisch veredelter Geselligkeit überwiegen mochte, so wenig war aus dem gewählten Kreise jener ersten Liedertafel der Ernst verbannt, welcher die Freude mehrt und abelt. Gleichwie der Meister der Tafel nicht nur die lebensfrohen, geselligen Lieder seines großen Dichterfreundes komponierte, sondern auch düstre, gedankenschwere Gesänge musikalisch zu verklären verstand, so tönten im Kreise seiner treuen Jünger neben den frischen und fröhlichen Weisen



manchmal auch ernste Klänge, Lieder der tiefsten, ergreifendsten Wehmuth, insbesondere über den Tod geliebter Freunde, wie jener Nachruf an den zu früh geschiedenen Dr. Fr. Flemming. Im blühendsten Lebensalter wurde dieser, seinem ärztlichen Berufe folgend, am 10. Mai 1813 plötzlich vom Typhus hinweggerafft. Bei diesem Anlasse zeigte es sich besonders schön, in welcher sinnigen Weise der auserlesene Bund Freude und Ernst zu vereinen verstand.

Als nämlich die Liedertafel bereits allgemeinen Anklang gefunden hatte, fehlte dem Frohsinn bei Sang und Wein noch die entsprechende Zierde eines schmückenden Bechers. Auch hiezu gebracht es dem Vereine nicht an tüchtigen Kräften; denn R. Fr. Schinkel, bald nachher als der größte Architect der neueren Zeit anerkannt, lieferte die Zeichnung, ein anderes Mitglied formte und so fand der Becher, welcher hellen Klanges in a stimmend die Stelle der Stimmgabel vertrat, gar bald seine Stelle inmitten der Tafel vor dem Ehrensitze des Meisters. Bald darauf starb Flemming. Gleich trefflich als Sänger wie als Komponist und eines der thätigsten Mitglieder der Liedertafel, hatte er kurz zuvor jene Ode des Horaz, das harmonische „Integer vitae“ komponiert und der Tafel zugeeignet. Es war sein Schwanengesang; sein Tod riß die erste Lücke in den festgeschlossenen Freundeskreis. Da wurde zur bleibenden Erinnerung an den theuern Vereinsgenossen sein Name dem Becher eingegraben und dieser fortan nach dem Vollendeten benannt <sup>1)</sup>.

Bereits im Jahre 1822 schaltete der rüstige Verein über eine nicht geringe Reihe von frohsinnigen Tafelliedern, welche

<sup>1)</sup> Bornemann widmete ihm unter andern auch folgende Strophe:

Wohl unvergleichlich hat im Ebenbilde  
Des Künstlers Hand in Zügen sanft zart  
Die heitre Stirn, des Auges Glanz und Milde,  
Des Mundes Liebreiz treulich uns bewahrt.  
Doch treulicher noch hast du selbst uns gegeben  
Im Integer vitae dein Leben und Weben.

größtentheils von den Mitgliedern sowohl gedichtet, als auch in Musik gesetzt waren. Ja, am 28. Februar des genannten Jahres wurde der Liedertafel eine „Verherrlichung“ zu Theil, deren Werth wir in Anbetracht der damaligen Verhältnisse nicht allzu gering anschlagen dürfen. Gerne lasse ich auch hier Jelttern das Wort. „Gestern, so schrieb er am 1. März 1822 an Göthe, gestern hat der König unsre Liedertafel gehört und wider alle Gewohnheit von 9 Uhr an bis nach Mitternacht an Tafel ausgehalten. Fürst Radzivil <sup>1)</sup>, der Mitglied unserer Liedertafel ist, hatte das Plenum zu sich in das Haus geladen. In einem geräumigen Saale war eine längliche Tafel für dreißig Sänger serviert. Am obern Theile derselben, an einer besondern runden Tafel, saß die Prinzess Radzivil als Hauswirthinn mit dem Könige, dem Kronprinzen und den andern Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses. An noch drei besondern runden Tafeln Generale und erste Staatsbeamte nebst Frauen und Fräulein. Zwischen den Gängen wurden nach und nach zwölf verschiedene Lieder gesungen, unter welchen „die heiligen drei Könige“ und „Soldatentrost“ (beide von Göthe) besondere Wirkung merken ließen. An der Tafel ließ sich der König unsern „Willkommen“ (der in einem großen bronzenen Weinbecher besteht und zugleich Stimmglocke ist) bringen und sich dessen Bedeutung, wie den Zweck und die Ordnung der ganzen Stiftung von mir vortragen. Was mich daran freut, ist nun, daß das Ding doch einen Gehalt hat und nicht gleich wieder aus der Mode gekommen ist; denn wir sind nahe daran unser drittes Lusttrum zu begehen und da es sich von hier aus nord- und südwärts über Weichsel, Main und Rhein hinaus verbreitet, so erfährt man wohl von dorthier, daß in der Spree Fische sind.“

So gewann sich denn schon im ersten Aufblühen die Liedertafel vielen Beifall und es war zu erwarten, daß bei dem

---

<sup>1)</sup> Jeltter meint jenen kunstsnigen Komponisten, der durch seine Musik zu Göthes Faust berühmt geworden ist.

Reize, der alles Neue umgibt, Zelters Stiftung auch in weiteren Kreisen die Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Eintritt in diesen fröhlichen Kreis wurde als eine Ehre betrachtet, die nur hervorragenden Männern der Kunst und Wissenschaft zu Theil wurde. Auch war der Werth dieses neuen Institutes, so urtheilt Elben mit Recht, nicht nur ein musikalischer, sondern es lag in der freien Vereinigung geistig bedeutender Männer ein wichtiges gesellschaftliches Element. Ganz besonders aber muß hier nochmals auf den lebendigen Antheil hingewiesen werden, den Göthe von Weimar aus an dem aufblühenden Vereine nahm. Er dichtete für sie, sandte ein, ließ sich die Compositionen Zelters kommen, um sich dieselben in einer musikalischen Zusammenkunft, die er gegründet, vorsingen zu lassen und sprach dann seine Freude daran wiederholt in belobenden Briefen aus. So unterliegt es auch keinem Zweifel, daß die bald weit und breit kundig gewordene, ermunternde und anregende Theilnahme Göthes an der Stiftung seines Freundes nicht nur die Blüthe derselben erhöht, sondern auch ihre Nachahmung an andern Orten wesentlich gefördert hat.

Mit mag es gestattet sein, die allerdings dürftigen Mittheilungen zu beschließen, welche ein Bild von der Entstehung und dem Wesen der ersten deutschen Liedertafel zu geben versucht haben. Zwei Jahrzehnte hindurch, während mancher Stürme, von Zelters kräftigem Geiste gestützt, hat sie vor kurzer Zeit das Glück gehabt, ihren fünfzigjährigen Bestand in schönster Blüthe zu feiern und hat so den Beweis ihrer Lebensfähigkeit aufs beste geliefert. Gleichwie Zelters Stiftung nach den Befreiungskriegen die Mutter zahlreicher Liedertafeln in allen Städten Norddeutschlands geworden ist, so verdient sie auch heute noch von allen Männergesangvereinen gekannt und verdient ihnen als ein würdiges Vorbild zur Nachahmung hingestellt zu werden. So stimmen wir denn zum Schluß aus vollem Herzen in die Worte ein, womit die begeistertsten Jünger das Andenken ihres geliebten Meisters gefeiert haben:

Meister, längst aus deinem Kreise  
Rahm hinweg dich Gottes Ruf.  
Sieh! wir halten deine Weise,  
Pflügen, was dein Wirken schuf.  
Weite Bahn hat sich gebrochen,  
Was prophetisch du gesprochen;  
Werk und Vieder gründen dir  
Ein Gedächtniß für und für!



501124





